Ph. U.
304
r
Fiche

Die

Philosophie

des achtzehnten Jahrhunderts

in

ihrem Einflusse auf die Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten.

Von

E. LERMINIER,

Prof. der Geschichte der Gesetzgebung am Collége de France.

Bono sui saeculi quisque citra
obtrectationem alterius utatur.
Tacitus.

Aus dem Französischen übertragen.

Leipzig,
Verlag von Ludwig Schumann
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Baron Arnim.

Louisenstrasse No 14

2 fl.

Vorrede.

Der Verfasser, durch mehrjährige Studien gleich vertraut mit den Heroen der Philosophie und Jurisprudenz, begann seine literarische Laufbahn mit seiner „allgemeinen Einleitung in die Rechtsgeschichte," ihr folgten „die Philosophie des Rechtes" und die „philosophischen Briefe an einen Berliner." In seinem Plane lag es nun, zunächst mit einer „Geschichte der gesetzgebenden Gewalt" aufzutreten, aber die Aufgabe war zu weitumfassend, um in der so vielbewegten Zeit der letztvergangenen Jahre mit der gehörigen Ruhe gelößt und gewürdigt zu werden. Ein Stoff von weniger Um-

fang bot sich bald zur Bearbeitung dar, und dieß war „der Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf die Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten." Die darüber begonnenen Vorlesungen gewannnen ein zahlreiches und aufmerksames Publikum, und gaben vorliegendem Werke seine Entstehung.

„Lange Erörterungen und weitläufige Durchführung hätten das Werk leicht zu einem bedeutenden Bande anschwellen lassen, aber eine gedrängte Kürze schien mir dem Zwecke angemessener; das Wesentliche sollte hervorgehoben werden; die einzelnen Züge des Gemäldes sollten in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vereinigt, und die einzelnen Beweisführungen einander genähert werden. — Nicht neue Thatsachen wollte ich, sondern nur eine neue Darstellung der bereits bekannten."

Diese Worte des Verfassers bezeichnen die vorliegende Schrift hinlänglich. Nicht durchgängige Wahrheit und Tiefe der Anschauung, der Ideen und der Darstellung charakterisiren sie; aber selbstständiges Forschen, Zusammendrängen der aufgefun-

denen Ergebnisse und lebendiger Vortrag machen sie zu einem Werke, das, als Uebersicht und Repräsentant der Ansichten einer nicht unbedeutenden Schule der jüngeren französischen gelehrten Welt, auch für das Ausland nicht ohne Interesse seyn wird.

Am Originale befinden sich noch als Beilagen

1) das Gesetz, die Wiederaufhebung des Edictes von Nantes betreffend;

2) Fenelons Tod und Wirken von St. Simon.

3) Das Urtheil Rousseaus über die Polysynodie des Abbé St. Pierre.

4) Actenstücke über die östreichische Censur des letzten Jahrhunderts.

5) Zwei von Turgot in seinem 23. Jahre verfaßte Reden.

6) Die vom Abbé Syeyes in der constituirenden Versammlung über ein zu erlassendes Preßgesetz gehaltene Rede;

theils aber sind die Thatsachen, zu deren Beweise diese Beilagen angefügt sind, zu bekannt, als

daß sie eines neuen Beweises an diesem Orte, wo aus bereits als wahr angenommenen Thatsachen ein Resultat gewonnen werden soll, bedürften, theils sind sie nur eine weitere Ausführung einiger in dem Werke selbst enthaltenen Behauptungen, endlich sind die meisten schon anderwärts und mehrfach durch den Druck veröffentlicht, so daß der Uebersetzer deren Weglassung hinlänglich gerechtfertigt glaubt.

Der Uebersetzer.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Seite.

Erstes Kapitel. Das siebzehnte Jahrhundert; von Heinrichs IV. bis zu Ludwigs XIV. Tode 1610—1715 1
Zweites Kapitel. Beginn der philosophischen Reaction. Fenelon 5
Drittes Kapitel. Kurze Zwischenschule. Perrault. Lamotte. Doppelseitiger Charakter Fontenelles 8
Viertes Kapitel. Entwickelung des philosophischen Geistes. St. Pierre. Massillon. Gesteigerte Macht der Ideen . . . 11
Fünftes Kapitel. Der Einfluß Englands 14
Sechstes Kapitel. Vierfache Gestaltung und Vertretung des achtzehnten Jahrhunderts 16
Siebentes Kapitel. Philosophische Bearbeitung der Geschichte der Staaten. Montesquieu 16
Achtes Kapitel. Herrschaft des Deismus, der gesunden Vernunft und Toleranz. Voltaire 22
Neuntes Kapitel. Encyklopädischer Abriß der Wissenschaften. Diderot, Enthusiast und Pantheist. D'Alembert sein Genosse 28
Zehntes Kapitel. Die Philosophie vindicirt die Rechte des Menschen und das religiöse Gefühl. Veränderte und revolutionäre Politik. Begründung der Volkssouveränität. Johann Jacob Rousseau 34
Eilftes Kapitel. Der Abbé Mably. Der Abbé Condillac. Duclos. Vauvenargues 40
Zwölftes Kapitel. Terrasson. Marmontel. Der Baron von Holbach. Helvetius. St. Lambert 45
Dreizehntes Kapitel. Freret. Boulanger. Dupuis. Der Abbé Raynal 50
Vierzehntes Kapitel. Betrachtungen 55

Zweiter Theil.

Fünfzehntes Kapitel. Das politische Europa 57
Sechzehntes Kapitel. Preußen 60
Siebzehntes Kapitel. Friedrich. Der preußische Codex . . 64
Achtzehntes Kapitel. Die östreichische Monarchie. Maria Theresia. Das östreichische Gesetzbuch. Joseph II. 71
Neunzehntes Kapitel. Rußland. Katharina die Große. Umgestaltung der Gesetzgebung 74

Zwanzigstes Kapitel. Der Süden Europas. Spanien. Die Polilitik Alberonis. D'Aranda. Campomanes 79
Ein und zwanzigstes Kapitel. Portugal. Carvalho de Pombal 82
Zwei und zwanzigstes Kapitel. Italien. Neapel. Der Marquis von Tanucci. Toscana. Leopold 84
Drei und zwanzigstes Kapitel. Der französische Staat. Der Herzog von Choiseul. Innerer Zustand der Monarchie . 86
Vier und zwanzigstes Kapitel. Auftreten Ludwigs XVI. Die Hoffnungen der Nation 88
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Turgot 89
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Einfluß Amerikas . . 95
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Einberufung der Generalstaaten. Constituirende Versammlung. Neue Zeitrechnung von 1789. Syeyes. Mirabeau 97
Acht und zwanzigstes Kapitel. Die Gironde. Vergniaud. Madame Rolland. Condorcet 102
Neun und zwanzigstes Kapitel. Der Nationalconvent . 104
Dreißigstes Kapitel. Maximilian Robespierre 108
Ein und dreißigstes Kapitel. Antidemokratische Reaction. Bonaparte. Das Consulat. Das Civil-Gesetzbuch 110
Zwei und dreißigstes Kapitel. Betrachtungen 112

Dritter Theil.

Drei und dreißigstes Kapitel. Der Kaiser 116
Vier und dreißigstes Kapitel. Die Ideen unter dem Kaiserthume 123
Fünf und dreißigstes Kapitel. Die Restauration . . . 126
Sechs und dreißigstes Kapitel. Ueber die Richtung des Geistes unter der Restauration 128
Sieben und dreißigstes Kapitel. Einfluß Deutschlands . 131
Acht und dreißigstes Kapitel. Die Revolution von 1830 135
Neun und dreißigstes Kapitel. Die Religion 137
Vierzigstes Kapitel. Das Christenthum 139
Ein und vierzigstes Kapitel. Einfluß des Orients . . . 141
Zwei und vierzigstes Kapitel. Die Philosophie . . . 144
Drei und vierzigstes Kapitel. Die Geschichte 147
Vier und vierzigstes Kapitel. Die Gesetzgebung . . . 150
Fünf und vierzigstes Kapitel. Die neuere Freiheit . . 153
Sechs und vierzigstes Kapitel. Ideen und Sitten in ihrer wechselseitigen Beziehung 156
Sieben und vierzigstes Kapitel. Beschluß 159

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Das siebzehnte Jahrhundert; von Heinrichs IV. bis zu Ludwigs XIV. Tode 1610—1715.

Der Tod Heinrichs IV. ist für die Geschichte Frankreichs der Schlußstein einer Epoche, die mit Franz I. beginnt, und in den letzten Augenblicken und höchsten Kraftäußerungen des Mittelalters schon die Anfänge einer andern, und zwar der neuen Zeit hervortreten läßt. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts erscheint in Frankreich Alles in den unbestimmten Formen einer großartigen Skizze, die noch nicht zu einer harmonischen Vollendung gedeihen konnte; Baukunst, Poesie, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, gelehrte Bildung und Literatur, Alles ist im Entstehen, im Beginnen, Alles bleibt noch unvollendet. Philibert Delorme macht mit einem Pavillon den Anfang zu den Tuilerien; die Kugel eines Katholiken stürzt Johan Goujon von dem Gerüste, von wo aus er die Mauern des Louvre mit seinen Sculpturen ziert; Marot bildet durch seine wohlklingenden Scherze die Sprache für eine künftige Poesie; in der Religion gründet Calvin eine neue Lehre, herb, starr und lückenhaft, wie er selbst; von Peter de la Ramée, Ramus genannt, dem Lehrer am College de France, erbt die alte Sorbonne die Schmach seines Todes, Descartes ein Vorbild; Cujas, Dumoulin und l'Hospital liefern herrliche Beiträge zur Jurisprudenz und Gesetzgebung; Justus Scaliger bahnt den alten Wissenschaften und der Chronologie den Weg, Montaigne bildet aus dem Griechischen und Lateinischen jene französische Prosa heraus, die später das Organ für die hellsten, allumfassendsten und humansten Ideen seyn sollte. Ueberall zeigt sich die Freiheit, oder viel-

mehr die Thätigkeit des menschlichen Geistes; am meisten drang er da auf ausdrückliche Anerkennung seines Rechtes, wo sein Gefühl erregt ward, wo es sich um seinen Glauben handelte. Heinrichs Edict von Nantes bestätigte die Privilegien und Freiheiten, die die Reformirten mit den Waffen in der Hand König und Katholicismus abgerungen hatten; dieß berühmte Friedensedict des Jahres 1598 mit seinen geheimen Artikeln sicherte ihnen die freie Ausübung ihres Cultus, bürgerliche Gleichheit und die Zulassung zu den Aemtern und Würden des Staates.

Das Edict von Nantes war für die Calvinisten Frankreichs das, was der Westphälische Friede für die Protestanten Deutschlands war. Denn auch dieser sicherte den letzteren im Privat- wie im Staatsleben völlige Gleichheit. Der Osnabrücker Friedensschluß bestimmt Art. 5. §. 18.: „Auf den gewöhnlichen Reichsdeputationsconventen soll die Zahl beider Religionshäupter gleich seyn. Ueber die Personen und Reichsstände aber, die zu adjungiren sind, soll auf dem nächsten Reichstage ein Entschluß gefaßt werden. In solchen Conventen, ingleichen den allgemeinen Reichstagen, soll die Zahl der Deputirten von beiden Religionen gleich seyn.“ Ebendaselbst finden wir, daß das Reichskammergericht aus einem katholischen Richter, vier vom Kaiser ernannten Präsidenten, davon zwei Protestanten, sechs und zwanzig katholischen und vier und zwanzig protestantischen Assessoren bestehen solle. Die Richter des Reichshofrathes sollten in gleicher Anzahl aus beiden Confessionen erwählt werden. Hier erntete also das 17te Jahrhundert die Früchte der Prüfungen und Kämpfe des 16ten; ein wohlverdientes Erbtheil, eine reiche Ernte schweiß- und blutgedüngter Aussaat. Inzwischen vollendeten in Frankreich nach dem Tode Heinrichs IV. zwei Priester den Sturz der Aristokratie, und fällten manches Haupt, um das königliche über alle zu erheben. Des unerbittlichen Armands von Richelieu blutdürstige Kühnheit ersetzten die glücklichen Kunstgriffe Mazarins. „Man erblickte an den Stufen des Thrones, von wo aus der harte und furchtbare Cardinal Richelieu die Menschen mehr zermalmt als regiert hatte, einen Nachfolger, der in seiner Sanftmuth, seinem Wohlwollen, nichts forderte, der auser sich war, daß er als Cardinal sich nicht vor aller Welt so demüthigen dürfte, wie er es wünschte, und dessen ganze Begleitung, wenn er in Paris einherfuhr, in zwei Bedienten bestand.“ Dieß sind die Worte eines

seiner Gegner *). Die Saat der beiden Cardinäle reifte zur glücklichen Stunde, und das Königthum in der Person Ludwigs XIV. erntete die Früchte. Alles tritt in jugendlichem Glanze, lebhaft, frisch, anmuthvoll und großartig hervor, das ist einer der herrlichsten Momente in der Geschichte, wo einem Volke Alles, wie einem glücklichen Menschen gelingt, und die Gunst des Schicksals die Gaben des Genius verherrlicht. Ein Regierungssystem wird aufgestellt und faßt Wurzel; Heere werden geschaffen und erstarken durch ihre Siege; Feldherren bilden sich heran und gründen ihren Ruhm; das Reich erweitert seine Grenzen; der gesellschaftliche Zustand verfeinert und glättet sich; die Sitten werden anmuthvoll und liebenswürdig; der Geist der Nation erweitert und erhellt sich; die Sprache wird lichtvoll, einfach und großartig; die Künste suchen und finden ihre Würde in ihrer Einfachheit; Meisterwerke, Monumente, Siege und Feste treffen ihren günstigsten Augenblick; der Geist der französischen Nation hatte seine Erfahrungen, Lehrjahre und Abentheuer bestanden, abwechselnd bald griechisch, lateinisch, italienisch, spanisch, gewann er endlich Festigkeit in Charakter und Stellung. Descartes gründet die Prosa, Corneille gestaltet die Tragödie, Moliere schafft mit einem Schlage ein nationales, von allen Völkern bewundertes Lustspiel, Bossuet und Pascal vollenden den treffenden Ausdruck und die Beredsamkeit der Prosa; La Fontaine rettet die gallische Naivität und versöhnt sie mit seinem Jahrhundert; Johann Racine endlich, der Freund Boileau's, der Virgil der Franzosen, giebt ihnen die bis jetzt unbekannten unsterblichen Gebilde der Poesie, der Liebe, des Wohlklangs und der Zartheit.

Die Geisteswerke des sechzehnten Jahrhunderts verhalten sich zu denen des siebzehnten, wie Entwurf zur Vollendung. Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist für die französische Literatur der erste Ruhepunkt, sie setzt sich, begrenzt und genügt sich in diesem strahlenvollen Kreise; mit stillem Entzücken erfüllt uns die Lectüre der Dichter und Prosaiker von Paris, Port Royal und Versailles, mit Sicherheit vertrauen wir der Würde, die sie erhebt, und dem redlichen Bewußtseyn, das sie begeistert. Die Religion war es, die ihren mächtigen Einfluß auf die Ideen, weniger auf die Sitten übte. Ueberall Herrscherin, schien sie den gesellschaftlichen Zustand wie die Literatnr zu regeln, aber in der Wissenschaft schuf sie nur

*) Mémoires du Cardinal de Retz.

Meisterstücke; in ihrem politischen Wirken beging sie durch die Richtung, in der sie Menschen und Ereignisse leitete, Fehler, wovon ich den Grund einzusehen glaube.

Unter Ludwig XIV. war in Frankreich der Katholicismus in derselben Lage, als in Italien unter Leo X., nicht in dem Gemüthe des Menschen, fast nur in den Werken der Künstler lebte er. Sonderbares Schicksal der Culte, daß sie dann am hellsten strahlen, wenn ihnen eine furchtbare Umwälzung drohend naht.

Blendender Pomp umhüllte den christlichen Cultus, aber sein Geist selbst war die Beute schmählichen Ehrgeizes, kurzsichtiger Leidenschaften und unwissender Intoleranz geworden. Richelieu hätte den reformirten Cultus ohne Rückhalt und Sühne gewiß nie verfolgt, denn, wenn auch nicht Milde, so würde doch sein Genie ihn vor einem so barbarischen Fehlgriff bewahrt haben. Er bekämpfte zwar die Hugonotten, und erließ nach der Einnahme von La Rochelle ein Amnestiedekret, worin er den Calvinisten mehre ihrer Freiheiten nahm, und sie wie gebändigte Rebellen behandelte, suchte sie aber zugleich im Geheimen durch Versprechungen, Wohlthaten und Gunstbezeugungen zu gewinnen; versöhnen und nicht verfolgen wollte er sie, denn er fürchtete die Partheikämpfe der Theologie und Religion.

Nicht über Verletzung aller Menschlichkeit will ich klagen, aber nie gab es einen dümmeren contrerevolutionäreren Act, als die Aufhebung des Edictes von Nantes. Das Decret hierzu, sollte man meinen, wäre mit der Feder des Tartüffe geschrieben. Amsterdam, Dänemark, England, Preußen bereicherten sich durch den Gewerbfleiß unserer verbannten Mitbürger, die unsere Manufacturen in das Ausland verpflanzten.

„Beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms," sagt Friedrich II. in den Memoiren von Brandenburg, „fabricirte man bei uns weder Hüte, Strümpfe, noch Serge, noch irgend einen wollenen Stoff. Die Industrie der Franzosen bereicherte uns mit allen diesen Erzeugnissen, sie etablirten Fabriken in Tuch, Sarsche, Etaminen, leichten Zeugen, Droguets, Grisette, Krepp und Barette, sie errichteten Strumpfwirkereien, lieferten Hüte von Biber, Kaninchen und Hasenfellen, und stellten alle diese Fabricate in allen Farben her. Einige dieser Auswanderer machten die Kaufleute und vertrieben im Einzelnen die Industrieerzeugnisse der andern. Berlin erhielt Goldschmiede, Bijoutiers, Steinschneider; an=

dere, die sich auf dem Lande niederließen, bauten Taback oder entlockten Früchte und schmackhafte Gemüse dem sandigen Boden, den sie in den üppigsten Küchengarten umschufen. Der große Kurfürst wollte eine so nützliche Kolonie aufmuntern und wieß ihr einen jährlichen Zuschuß von 40000 Thalern an, den sie noch heute bezieht."

Ein so arger Misgriff, als die Zurücknahme des Edictes von Nantes war, zeugte von der Schwäche der religiösen Ansichten im Kabinette Ludwigs XIV. Menschlichkeit und Weisheit hatten also die Religion zugleich verlassen, dafür untergrub sie eine feindliche Macht in der Stille; die Oberfläche war ruhig, aber auf dem Grunde gohren die reactiven Elemente. Leibnitz sah eine allgemeine Revolution Europas voraus; nach Descartes und vor Spinoza, Locke und Bayle, ahnte er die Macht der Ideen, aber noch war die Zeit nicht gekommen, die Repräsentanten der Philosophie standen zerstreut ohne Verbindung unter sich, ihre Arbeit trat nicht in das gehörige Licht, blieb abgeschlossen und auf eine kleine Anzahl Männer beschränkt.

Demnach äuserte sich die Thätigkeit des siebzehnten Jahrhunderts in dreifacher Richtung: in der sichern und ruhigen Entwickelung von Wissenschaft und Kunst, in der Feststellung der absoluten Monarchie, ihres Wirkungskreises und ihrer Verwaltung, und in einer stummen Regung der Ideen, anscheinend ohne Folgen für das Leben und die Zukunft.

Zweites Kapitel.

Beginn der philosophischen Reaction. Fenelon.

Immer ist die Ohnmacht der Philosophie eine Lieblingsphrase der Vertheidiger der guten alten Zeit gewesen. Namentlich zur Widerlegung dieses Sophismen, das schon durch die Erfahrungen des vorigen Jahrhunderts Lügen gestraft ist, haben wir das vorliegende Werk geschrieben.

Im Verfolg dieses Planes müssen wir bis in die Mitte des Zeitalters Ludwigs XIV. zurückgehen und hier die Keime des spätern Auflehnens gegen Kirche und Fürsten suchen. Die Kirche selbst sollte jenen geistvollen Neuerer gebähren, der bald ein Gegner des Papstes und des Königs, der Orthodoxie und des Absolutismus, Lehrer eines Thronerben ward und diesen

das Werk seines Großvaters zu zerstören lehrte, der, begabt mit einem unabhängigen und unermeßlichen Geiste, mit einer Einbildungskraft, die ihn zu dem verfeinertesten Mysticismus führte, mit der Empfänglichkeit eines Weibes für alle zärtere Gefühle, mit einem grenzenlosen Ehrgeize, rastlos und nie entmuthigt, tief in seinen Plänen, unerschöpflich in seinen Schlangenwegen, liebenswürdig in seinen Kunstgriffen, sich der Tugend als Mittel seiner künftigen Größe bediente, und selbst am Krankenbette des Armen das lüsterne Verlangen nach dem Sitze im Ministerrathe nährte, jedem mit Würde schmeichelte, um ihn später zu beherrschen, und in seinen Zügen und bezaubernden Augen alle die verführerischen Strahlen eines Geistes trug, der seine innersten Gedanken um so besser verbirgt, als sie ihm jeden Augenblick zu entströmen scheinen.

Unter dem Scheine stiller Würde kämpften in Fenelon die widersprechendsten Gefühle. Bald schien er vor lauter christlicher Demuth sich selbst zu verläugnen, und erfüllt von einer Zerknirschung, die unverträglich mit dem Ehrgeize gewöhnlicher Menschen ist. Dann ruft er aus: „Ein herber Frieden ist mir geworden, ich wünsche Ihnen den Frieden ohne seine Bitterkeit. Ich kann Ihnen unmöglich etwas Näheres von mir schreiben, ich fasse meinen Zustand nicht, Alles, was ich Ihnen schreiben könnte, scheint mir unwahr und wird es im Augenblick. Bald wünsche ich mir den Tod, bald bin ich heiter und freue mich über Alles. Keines von diesen weiß ich zu erklären, denn ich bin mir keines haltbaren Grundes dafür bewußt. Um Ihnen Alles zu sagen, so fühle ich mich an meinem Platze; und ich glaube, es giebt keinen andern für mich, als den, woran mich meine Pflichten fesseln. Gern sähe ich Sie, doch da ich es nicht kann, so freue ich mich, Ihnen, trotz des trennenden Raums, wenigstens im Geiste nahe zu seyn. Bewahren wir diese geistige Nähe, so lange die Vorsehung uns entfernt hält" *). Um sich von dieser zehrenden Qual zu befreien, trat Fenelon aus sich selbst heraus und drang in das Wesen der Gottheit und der Liebe zu ihm. „Viel Gott ähnlicher als wir selbst, ist nach unseren innern Erfahrungen, die Liebe, Gott ist es, der sich selbst in unserm Herzen liebt. Wir fühlen, daß sie unser wahres Leben ist, und doch steht sie so hoch über uns. Je mehr wir Gott lieben, jemehr finden wir, daß er ganz

*) Lettres spirituelles I. 14.

die Liebe und der Geliebte ist" *). Nicht bloß das Gemüth, auch der Verstand und die Einbildungskraft Fenelons waren bei den Ergüssen seiner Frömmigkeit in Thätigkeit. Er künstelte an dem Begriffe von der Liebe Gottes, und stellte den seiner Liebe zu ihm auf die Spitze. Versunken in die Geheimnisse und Dunkel mystischer Forschungen, befestigte er seine Lieblingsdoctrinen mit einer Gelehrsamkeit, die er auch Bossuet aufnöthigte. Das Bild dieser eigenthümlichen Frömmigkeit vollendet seine blinde Begeisterung für eine Dame, deren Meinungen und Handlungen. Bei allen Ausschweifungen ihrer glühenden Phantasie folgte er ihr mit einer unbegreiflichen Treue, und doch konnte er leicht erklären, daß, wenn sie der Ketzerei fähig wäre, er sie mit seinen eignen Händen verbrennen würde.

Derselbe Mann war die immer lebende und frisch blutende Beute seines beharrlichen Ehrgeizes. Fenelon hoffte bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, einst das Ruder des Staates zu führen, und immer wartete er auf die Macht einer gütigen Vorsehung. Sein Ehrgeiz war großartig, er hatte nichts mit den Wünschen derer gemein, die die Macht nur der Auszeichnung, des Wohllebens und äußeren Glanzes halber wollen, die jeder herrschenden Gewalt dienen, und dieser ihre Meinung opfern, sie anbeten, vollends verblenden, uud mitten in den Genüssen einer vorübergehenden Erhebung vergessen, welche Genugthuung menschliche Größe in der Ausübung ihrer Fähigkeiten und Tugend findet. Spiegelte sich Fenelon in seinem Exile das Bild der höchsten Gewalt vor, so geschah es, um seinen Geist daran zu weiden. Er war es, der zuerst in Frankreich politische Theorien aufstellte und vermöge der Macht der Ideen nach der Gewalt strebte. Die Erforschung der Wahrheit macht den Sanften unbeugsam; der feine Hofmann schreibt harte Worte an Ludwig XIV., ist geschmeidig und kühn, widerspenstig und folgsam.

Dieses Gemisch charakterisirt seinen Telemach, ein Erzeugniß, was wir jetzt nicht mehr gehörig achten, so sehr haben die Gewohnheiten der ersten Erziehung und der Kindheit für uns den Charakter dieses Buches verwischt, dessen sich alle Nationen zur Erlernung der französischen Sprache bedienen, und das jetzt nur noch der Beiläufer der Grammatik ist. Aber gehen wir auf die Zeit seines Erscheinens zurück. Ein Fürst der Kirche, Erzieher eines der nächsten Erben

*) Ebendas. I. 67.

des allerchristlichsten Thrones, schreibt ein heidnisches Gedicht: die Weisheit nennt sich nicht Christus, sondern Minerva, die Tugend ist nicht mehr von der Religion, sondern von der Philosophie abhängig; die alte Welt ersteht mit all ihrem Zauber, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Schönheit. Was würde der heilige Augustin zu diesem Homerisch-Virgilischen Gedichte gesagt haben? und du, Hieronymus, der die Lectüre Ciceros verbannen wollte? was für Schmerz hätte euch ein Diener der Kirche bereitet, der die Poesie auser den Propheten, und die Politik auser Moses suchte! Noch nicht genug, noch andere Frevel enthält das Gedicht des Erzbischofs, beim ersten Anblick seht ihr nur den Erguß einer reichen Einbildungskraft, bald entdeckt ihr die grausamste, wohlbedachteste Satyre; Griechenland mit seinen Heroen, der Olymp mit seinen Göttern, das Alterthum mit seinen Weisen sollen Ludwig und seinen Hof beschämen; das Epos ist eine umfassende Persönlichkeit, die Anspielungen sind treffend, die Porträts unverkennbar; nichts wird geschont, in Allem liegt ein verborgener aber kräftiger Tadel, der Krieg, des Despotismus, die Beschränkung des Handels, die Intoleranz unter dem Misbrauch des Namens Gottes, die frivole Ungebundenheit der Sitten, das Gepränge des Luxus und der Hoffart, der Egoismus, der sich zum Gott erhebt; Alles wird unbarmherzig gegeißelt. Und wer trieb den Priester bis auf diese äuserste Stufe? der Genius seines Jahrhunderts, der sich durch Bossuet und die Diener des Staates nicht hinlänglich vertreten glaubte, und der in dem Augenblicke, wo er auf lange beruhigt schien, einen feurigen Geist der Bewegung unter den Würdeträgern der unwandelbaren Kirche weckte und schuf. Fenelon hat sich zum Vermittler zwischen Religion und Philosophie aufgeworfen, er hat diese kühne Stellung mit seinem Glücke bezahlt. Schmerzvoll theilte er sich zwischen Mysticismus, Ehrgeiz und Philosophie; aber dieser ward das edelste Theil, ihr sind seine besten, seine schönsten Gedanken, seine gelesensten Schriften gewidmet, ihr nur wird er die Unsterblichkeit seines Namens zu verdanken; ein gediegener Ruhm, dauernd und glänzend, der einen dichten Schleier über die mystischen Grillen des Freundes der Madame Guyon wirft, und die tiefen Wunden heilt, die Ludwigs Ungnade und Bourgognes Tod ihm schlugen.

Drittes Kapitel.

Kurze Zwischenschule. Perrault. Lamotte. Doppelseitiger Charakter Fontenelles.

Bevor wir uns ganz in das achtzehnte Jahrhundert verlieren, müssen wir einer kleinen Schule erwähnen, die in der Zeit von Ludwig XIV. bis zu Voltaire eine Rolle spielte; uns aber nicht länger, als es die Wichtigkeit ihrer Erscheinung erheischt, aufhalten wird.

Jedes Jahrhundert hat seine Pflichten, seine Bestimmung. Die Zeit Bossuets und Racines war der Macht der Religion, der Bildung der Sprache, dem Studium der Alten gewidmet, das war ein fest begrenztes und geregeltes Streben, wo sich der forschende Geist gern von der zwiefachen Gewalt der Religion und des Alterthums beherrschen ließ. Aber drei, keineswegs schwache, Geister suchten die Vollendung dieses Werkes zu verhindern. Unbillig wäre es Karl Perrault nach seiner Iris und seinem Jahrhunderte Ludwigs XIV. beurtheilen zu wollen, es war ein Geist von nachhaltender Kraft, er leistete wesentliche Dienste, trug viel zur Gründung der Academie der Inschriften und der schönen Künste bei, er wußte der Macht und dem Geist Colberts die gehörige Richtung zu geben, konnte sich jedoch dessen Gunst für seinen Zweck nicht bewahren. Aus seiner „dialogisirten Parallele zwischen den Alten und Neuern," spricht eine nicht ungerechte, aber noch nicht scharf ausgeprägte Anerkennung der Originalität der Neueren, des Fortschreitens und der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes, aber unglücklicherweise trafen diese Ideen noch nicht den günstigen Zeitpunkt, hatten ihre volle Reife noch nicht erlangt, und fanden keinen Anklang. Karl Perrault reizte durch die Erhebung der Neuern die größten Geister seiner Zeit, Boileau und Racine schmetterten ihn nieder. Huet brachte ihn ganz zum Schweigen, und bis auf Lafontaine schrieb Niemand mehr etwas zur Ehrenrettung der Alten.

Lamotte verdient einer Erwähnung, nicht etwa weil er seit Quinault die besten Opern geliefert, sondern wegen seiner gegen Madame Dacier gerichteten „kritischen Betrachtungen."

Diese Betrachtungen sind voll Geist, und widerlegen mit Anstand die classische Grobheit dieser gelehrten Dame, mit der er sich jedoch durch Valincourts Vermittelung wieder aussöhnte. Seine Fabeln erhielten nicht viel Beifall, des-

halb erhob er auf Unkosten der Poesie, selbst seiner eigenen, die Prosa; er erhob sie zum vorzüglichsten Bestandtheil der Sprache; ein gewisses natürliches Gefühl ließ ihn die drei von Voltaire aufgestellten Einheiten bekämpfen, und die Klassiker betrachteten ihn als einen Abtrünnigen; aber das Geschick traf eine Ausgleichung, denn der Ketzer in der Wissenschaft starb als frommer gläubiger Katholik, während der Schöpfer „des Tempels des Geschmackes," der sonst abergläubisch an dem Herkommen in der Wissenschaft festhielt, unermüdlich strebte, die höchsten Dinge umzugestalten.

Während eines hundertjährigen Lebens hat man Zeit, sich zu bessern und zu vervollkommnen *). Grausam wäre es für Fontenelle gewesen, wenn er nach dem Erscheinen seines Aspars und seiner Idyllen gestorben wäre; glücklicherweise hatte er ein Jahrhundert, um seinen Geist zu stählen, zu nähren, und eine Geschichte der Academie zu schreiben, wo wir bei Gelegenheit der Erwähnung großer Männer die tiefsten Blicke in alle Erzeugnisse des Genius finden. Die französische Sprache kann kein Meisterwerk von gleichem wissenschaftlichen Gehalte aufweisen. Fontenelle zeigt sich in zweierlei Gestalten, er macht abscheuliche Verse und schreibt herrliche Prosa, bald spielend und paradox, bald ernst und geistreich; aber seine guten Eigenschaften herrschen vor, und werden dem Neffen Corneilles immer ein ehrenwerthes Andenken sichern. Die Ansichten Lamottes über Literatur, dem er nah befreundet war, theilte er.

Diese beiden und Karl Perrault, ahnten schon die bevorstehende Reform, aber ihre Stellung war noch zu unentschieden, sie brachten ohne die gehörige Ueberlegung unpassende Fragen zur Erörterung, ihre Polemik war zwar geistvoll, doch fehlte ihr der Glanz und die Kraft des Wortes, die den Triumph sichern, sie handelten ohne Geschick, und reizten Boileau, Racine, Voltaire, Männer, denen die Nation gläubig vertraute.

Ueberall kommt es auf den günstigen Augenblick an, an eine große Epoche muß man sein Auftreten und Streben knüpfen, seinem Jahrhunderte ganz angehören, und sich nicht zwischen ein untergehendes und anbrechendes Zeitalter einklemmen. Nur wenig vermag der Mensch in solchen Zeiten der Uebergänge; er glaubt weder an sich, noch an den Erfolg seiner Sendung; er wird mit der alternden Generation nicht alt; er verjüngt sich nicht mit dem auftauchenden Geschlechte;

*) Fontenelle geb. den 11. Febr. 1657, gest. den 9. Jan. 1757.

seine Ideen sind unentschieden und getheilt, sein Streben bleibt ohne Nachdruck, nichts Kühnes, nichts Stolzes, statt anzugreifen, vertheidigt er sich, statt zu verurtheilen und umzustürzen, muß er sich rechtfertigen, und seine Stimme wird von der Menge, die er nicht mit sich fortreißen kann, übertäubt.

Viertes Kapitel.

Entwickelung des philosophischen Geistes. St. Pierre. Massillon. Gesteigerte Macht der Ideen.

Hof und Stadt waren entzückt über den Tod Ludwigs XIV. Man fühlte sich frei von dem Joche einer beengenden bigotten Heuchelei, zu gleicher Zeit und mit Hast gab man sich dem Vergnügen und der Freiheit des Gedankens hin. Der erste Schriftsteller, der mit seinen Reformationsplänen die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, war ein Edelmann aus der Normandie; ein edler Mann und Freund der Menschheit verfolgte er die Spur der Wahrheit selbst auf die Gefahr hin, sich vom rechten Wege zu verirren; dieß war der Abbé St. Pierre. Zwei Dinge von wirklichem Nutzen finden sich mitten unter seinen Träumereien; er bewirkte nemlich die Umgestaltung der taille arbitraire, und erfand das Wort bienfaisance. Bei diesem neuen Ausdrucke erhoben sich alle Academiker, Grammatiker und Pedanten, aber die Nation und Voltaire sanctionirten ihn. Seine Einbildungskraft erzeugte die Idee vom allgemeinen Frieden und der Polysynodie in ihm, die erst durch Rousseaus Auszüge bekannter wurde. St. Pierre hatte die Idee eines neuen Amphictyonengerichtes das den ewigen Frieden erhalten sollte, aufgefaßt, und brachte sie, um größere Popularität zu gewinnen, mit der Politik Heinrichs IV. in Verbindung. Seit dem westphälischen Frieden, sah er wohl, verlangte Europa gewisse völkerrechtliche und humanere Grundsätze, als die der vorhergehenden Politik gewesen, er wollte die Normen auffinden, nach denen ein europäisches Schiedsgericht alle Nationen mit einem festen Bande umfaßte. Wird dieser Gedanke immer nur ein großer Traum bleiben? In seiner Polysynodie trat St. Pierre entschieden gegen das Zeitalter Ludwigs XIV. auf. Auf den Rath St. Simons wollte der Regent in der ersten Zeit seiner Verwaltung dem

Adel einen Theil seines alten Glanzes wiedergeben, denn die letzte Regierung hatte ihn zu einer schmachvollen Dienstbarkeit herabgewürdigt; zu diesem Behufe gründete er mehre Conseils und bildete sie aus demjenigen Theile des hohen Adels, der für ihn gegen die Herzogin von Maine Parthei ergriffen hatte. Aber diese Conseils hemmten nur die Verwaltung, brachten nichts Nützliches, nichts Gutes hervor, und sanken schon in den ersten drei Jahren ihrer Existenz allgemein in der öffentlichen Meinung. Schon wollte sie der Regent aufheben, da erschien St. Pierre mit seiner Polysynodie, erhob sie, griff den Despotismus Ludwigs XIV. an, und schilderte ihn in den dunkelsten Farben. Dieß ungeschickte Auftreten zog ihm allgemeinen Tadel zu, die öffentliche Meinung nahm an der unzeitigen Erscheinung Anstoß, und ließ den Schriftsteller fallen; die Academie strich den armen Abbé auf des Cardinal Polignac Betrieb aus der Liste ihrer Mitglieder, und er verbrachte den Rest seines Lebens in abgeschiedener Zurückgezogenheit zu, wo die öffentliche Meinung seinem Character wenigstens Gerechtigkeit widerfahren ließ.

St. Pierre stellte in seiner Polysynodie den Satz auf, daß ein Staat unter einem Regenten allein ein Vezirat, mit einem Regenten und einem Ministerium ein Halb-Vezirat, und nur unter Beibehaltung von Conseils, eine wahre Monarchie sei. Er verlangte einen König mit Conseils für die Finanzen, das Innere, die auswärtigen Angelegenheiten, den Krieg, die Marine, die Justiz, den Handel und den Cultus. Er verlangte eine noch höhere Instanz für die wichtigsten Angelegenheiten, und im Falle der Noth als Ersatz des Fürsten. Die Erscheinung eines solchen Buches zeugt hinlänglich von dem Auflehnen gegen das Regierungssystem des verflossenen Jahrhunderts, aber man sah noch keine Möglichkeit der Umgestaltung. Rousseau in seiner Beurtheilung der Polysynodie, entsetzte sich über die revolutionäre Tendenz solcher Ideen, so unmöglich schien selbst den feurigsten Geistern ihre Verwirklichung.

Ludwig XV. war noch Kind, seine Jugend bedurfte des Unterrichts, und wir sehen wieder einen Priester, der, wie Fenelon, seinem Jahrhunderte untreu ward und sich von der Unwandelbarkeit der Kirche lossagte. Vier Jahre nach Ludwig XIV. Tode, sprach vor König und Hof eine Stimme, ihr Verdammungsurtheil über den Eroberer und Gewaltherrscher aus. „Welche Geißel für die Erde! Was verhängst du, mein Gott, in deinem Zorne über die Welt, und giebst ihr einen solchen Herrn!" Hier folgt die Schilderung der so

eben erst beendeten Regierung: „Dieser Wust von Ruhm wird zuletzt nichts seyn, als eine Eiterbeule, die nur Ansteckung und Schande verbreitet." So lautete die Leichenrede Ludwigs XIV.; auf der andern Seite wurde die königliche Machtvollkommenheit dem Gesetze untergeordnet: „Nicht der Herrscher, Sire, das Gesetz soll die Völker regieren, Sie sind nur sein erster Diener, sein Depositar." Wo sind wir, in England oder Frankreich, in Westminster oder Versailles? Warum politisirt dieser Redner, dem die Ehre ward, vor dem Könige zu predigen, warum verläßt er die gewohnten Weissagungen der Kirche? warum widmet er sich nicht, wie andere Priester, dem Unterrichte in der Theologie und dem heiligen Ritual? warum will er nur Neuerungen, und baut sich selbst eine politische Tribune? warum diese Angriffe auf die Sitten der Großen und des Adels? warum diese unbescheidenen Ausfälle gegen das königliche Ansehn während der Kindheit des Königs? warum? um die Popularität zu gewinnen, die alle neuen brausenden Ideen begleitet, um neuen Stoff für die Beredtsamkeit zu finden, um als Entschädigung für den unerhörten Abfall den Preis des Ruhmes zu erringen.

Sui plausu gaudere theatri.

Die Zeit ist vorüber, wo Bossuet und Bourdaloue voll des Stolzes eines sicheren Erfolgs die Dogmen des Katholicismus lehrten und keiner widersprach. Massillon war nicht mehr Theolog, er war zum Moralisten, Philosophen geworden; er tritt ein in sein Jahrhundert, hier ist sein Platz, der Beredte wird abtrünnig. Er vergißt, oder meidet vielmehr, die Schmach des Kreuzes und der Krippe von Bethlehem.

Das war nicht sein Fehler, das Genie gehört sich nicht selbst an, es kann nicht immer am Hergebrachten kleben bleiben, es muß zuweilen etwas Neues aufgreifen, an dem sich, wie ein Schiff, das auch zuweilen wieder frisch getheert wird, die Menschheit von Epoche zu Epoche erholen kann. Ueberall brachen nach dem Tode Ludwigs XIV. die philosophischen Ideen hervor, und man kann was Tertullian von den Christen sagt, auch auf sie anwenden: sie überflutheten den Staat; die Geister forschten, die Gemüther schwollen von Hoffnung und kühnem Muthe, eine ungeheure Zukunft entrollte sich vor ihren Augen; der Kampfplatz lag offen.

Fünftes Kapitel.

Der Einfluß Englands.

In Rom sagten die Pompejaner, Cäsars Glück sei an einer fernen fast noch unbekannten Insel gescheitert. Lucan schildert uns Pompejus, wie er über den abentheuerlichen Zug seines Nebenbuhlers spottet: „Wessen dürfte er sich rühmen? etwa daß er den eisigen Wellen des Rheins entronnen? oder in bestürzter Hast den Britannen entflohen, die er erst herausgefordert, oder daß er schlammige Moräste Weltmeer nennt. *)

> **Rheni gelidis quod fugit ab undis,**
> **Oceanumque vocans incerti stagna profundi**
> **Territa quaesitis ostendit terga Britannis?**

Cäsar verhehlt uns nicht, daß auf seinen beiden Feldzügen Glück und Unglück wechselten, er eroberte Britannien zwar nicht, zeigte es aber der Welt mit seinem siegreichen Schwerte, und das war viel. **) Römische Cultur und Christenthum verschmolzen bald auf dieser Insel, deutsche Sitten, die sich dem letzteren fügten, vertilgten die letzten Spuren des römischen Proconsulats, und aus der Vermischung der Sieger mit den Besiegten, ging eine Nation hervor, deren Einfluß auf ihre Mitwelt um so merkwürdiger ist, je schwieriger seine Ausübung war. Es verkürzt zwar das Meer die Entfernung, seine flüssige Oberfläche bietet der menschlichen Kühnheit eine schnellere Laufbahn, aber welch beharrlicher Kunstfleiß, welch unermüdliches Streben gehörte für Britannien dazu, um Asiens Küsten mit seinen Flotten zu umgürten, um Indien zu colonisiren, und allen Theilen der Welt die Spuren des Löwen einzudrücken. Doch hier darf ich nur den moralischen und wissenschaftlichen Impuls untersuchen, den England im achtzehnten Jahrhunderte auf Frankreich und somit auf ganz Europa übte.

Das Jahrhundert Ludwigs XIV. war für die Bildung und Ausprägung des Nationalgeistes so geeignet, daß kein fremdes Element dauernden Einfluß auf die Entwickelung der französischen Literatur üben konnte. Boileau krittelt an Milton; es wäre natürlich gewesen, wenn Shakespeare und Bacon, deren Ruhm auf ihren Gräbern

---

*) Phars. 2, 570.

**) Potest videri ostendisse posteris, non tradidisse. Tacit. Agric. c. XIII.

wuchs, die schönen und großen Geister Frankreichs beschäftigten; aber nein: sie waren ganz Original, ganz Franzosen; so mußte Frankreich, ehe es auf andere Nationen achten konnte, aufhören, Italien und Spanien nachzuahmen, und sich seine eigne Literatur bilden. Erst wenn es in seinen Geisteswerken Zeugniß seiner eignen Kraft abgelegt hat, erst nach Corneille und Racine macht Voltaire die Franzosen mit Shakespeare bekannt, später hätte es ihn reuen dürfen.

Nach Descartes, Arnault und Pascal überschritten Lockes und Bacons Ideen den Kanal; die ganze Entwickelung und Annäherung dieser beiden Nationen ist methodisch. Montesquieu begreift und schildert den Geist der englischen Verfassung, und seinen Tod verherrlicht England in einem seiner Tageblätter *) durch Chesterfields Feder. Voltaire stählt seinen Geist an den Schriften Lockes, Popes und Newtons, an dem Deismus Bolingbrokes, Collins, Woolstones, Tolands, Tindals und Chubbs. Diderot übersetzt Shaftesbury und ist begeistert von Richardson. Seitdem studirte Frankreich England, wie später Deutschland.

Aber dieser Austausch hinderte die Größe Frankreichs nicht; Montesquieu in der Schule der Engländer gebildet, schreibt seinen „Geist der Gesetze,“ den das Vaterland Blackstones damals nicht hervorgebracht hätte, denn unter den Gesetzkundigen Englands ist Bentham der einzige, der philosophischen Geist entwickelt. Voltaire entflammt den kalten Unglauben seiner englischen Freunde, und predigt mit zündender Flamme den Deismus. Er erfüllt Europa damit; Rousseau begeisterte sich an Locke zu seinem „Emil“ und „Gesellschaftsvertrag,“ aber, großer Gott, wer übte größere Macht im Volke, der Oxforder Professor, oder der Genfer Verbannte? Locke sagt: es könnte so seyn, Rousseau: es ist so; der erste ein kalter Didaktiker, der letztere ein Redner, ein Prophet, entflammt die Geister und reißt sie mit sich fort. Es war die Bestimmung Frankreichs aus dem Schoße englischer Bildung einige Ideen aufzufassen und sie geschmückt und erhoben, mit eigenem Stoffe bereichert, mit eigener Kraftfülle umgebildet, in die Welt zu schleudern.

Erhebendes Schauspiel, England und Frankreich in dem Zeitraume von 1688—1789. Würdiges Streben des Jahrhunderts! England erholt sich von Cromwell und einer Restauration, es sichert seine Rechte, Chatam tröstet es über

*) Evening-Post.

den Verlust Walpoles, es glättet und stärkt seinen Genius; Westminster schmückt seine Bänke mit Rednern und Staatsmännern, Großbritannien ist die Lehrerin Europas. Frankreich, das nach dem Ausströmen seiner Gluthen erschöpft schien, beginnt ein neues Werk; herrlicher soll ihm ein anderer Ruhm werden; noch fehlen ihm politische Institute, aber es erweckt tausend Ideen, es faßt sie mit einer Leichtigkeit auf, die an das Wunderbare grenzt; es verbreitet sie mit einer Schnelligkeit, die allen Hemmungen zuvorkommt, und umgiebt ihre Darstellung mit einem Reize, dem Niemand widersteht. Da steht es, hochgebildet und voll Feuereifers, leidenschaftlich und gedankenschwer am Ende eines Jahrhunderts, das es mit einer Revolution beschließt. Aber es wird Zeit, das Werk der Philosophie näher zu untersuchen, und der Mitwelt ein Bild davon zu entwerfen.

Sechstes Kapitel.

Vierfache Gestaltung und Vertretung des achtzehnten Jahrhunderts.

Verjüngung des Geschichtstudiums, Herrschaft des Deismus, der gesunden Vernunft und der Toleranz, Zusammenfassung menschlicher Erkenntnisse, Wahrnehmung der Rechte des Menschen im Naturzustande, wie im Staatsverbande, Erweckung religiösen Gefühls, Basirung des Staates auf Volkssouveränität, das sind die Früchte des achtzehnten Jahrhunderts, und vier Männer: Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau vollendeten dieß Werk; Männer, die vor allen groß, Namen, die keine Zeit verwischen wird, geheiligtes Quatuorvirat der Philosophie.

Siebentes Kapitel.

Philosophische Bearbeitung der Geschichte der Staaten. Montesquieu.

Warum beschränkt sich das Menschengeschlecht, je weiter es sich von seinen ersten Anfängen und seiner ersten Jugend

entfernt, immer weniger auf die Geschichte der jüngsten Vergangenheit? warum nimmt der Mensch abgeschlossene und bekannte Thatsachen immer wieder vor? warum will er bis auf den Ursprung der Dinge zurück, und sie in ihrer Gesammtheit umfassen? Für Griechenland sollten uns doch Herodot und Thucydides genügen, Livius und Sallust sollten erschöpfend für die römische Republik seyn. Allemal, so oft wir ihre Werke gelesen haben, führen wir ihr Thema weiter aus, ihre Schilderungen haben uns ergriffen, und nun wollen wir schildern, wollen wir von unserm Eigenen etwas hinzufügen. Ueberdieß versetzt der menschliche Geist die Katastrophen und Thatsachen der Vergangenheit in seine Zeit, er vergleicht, er nähert die Vergangenheit der Gegenwart, kurz er bildet aus der ganzen Weltgeschichte einen unermeßlichen Kreis, und macht sein Jahrhundert zu dessen Mittelpunct.

Die Vergangenheit scheint jedoch unwiderruflich uns anheimgefallen zu seyn, man könnte sie ein Eigenthum nennen, dem sich weder etwas hinwegnehmen, noch hinzusetzen ließ, und doch geht der Mensch damit, wie mit der Gegenwart um, er rüttelt, modelt, ändert daran, ja, was unmöglich scheint, er ändert die Vergangenheit. Denn die Geschichte lebt in dem Geiste der Menschen; was einmal abgeschlossen, ist an sich zwar keiner Veränderung unterworfen, aber das Urtheil darüber ist wandelbar, weil es noch vervollkommnet werden kann, und wie das Urtheil der Nachwelt der belebende Hauch für die Vergangenheit ist, so muß diese sich eben so wie die Gegenwart selbst verjüngen.

Jedes Jahrhundert arbeitet an der Wiederherstellung der Geschichte, ja, es ist dieß eine seiner ersten Bemühungen. Die neuen Generationen wollen Verständniß der Vorzeit, dieses finden sie hierzu bei den Schriftstellern eines anderen Jahrhunderts nicht, sie müssen also selbst forschen. Montesquieu that es für seine Zeitgenossen. Als die Pariser im Jahre 1721 die persischen Briefe in den Buchläden fanden, mußte ein freudiges Staunen ihre Empfindung seyn. Perser, die von Paris aus nach Ispahan schrieben! Ein vertrauter Freund übersetzt, ordnet, feilt die Briefe, macht sie dem französischen Geschmack zugänglich und übergiebt sie der Welt. Dießmal leuchtete ein neuer Geist aus dem Stoff, wie aus der Form. Der Ton des Styles war bis jetzt unbekannt, aber desto hinreißender. Lebhaft, rauh, abgebrochen, funkelnd, leicht, kühn und kurz in seinen Uebergängen, mit flüchtigen aber treffenden Zügen. Lebt wohl Herkommen und Gewohnheit

aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.! Lebt wohl ihr langen Perioden, ihr langathmigen Sätze, deren Wortfügungen symmetrisch herabfielen, wie die Lockenreihen in der Perrücke des großen Königs! Alles hat sich geändert, die Form ist edel und frei; auch der Stoff wird mit Ungebundenheit behandelt, alles wird persiflirt. Der Staat, die Regierung, die Gesetze, die Sitten, die Religion; der Papst heißt ein altes Götzenbild, dem man aus Gewohnheit Weihrauch streut; die alte Monarchie wird verlacht; aber dieser geniale Anstrich birgt tiefe Gedanken, und manches ernste Wort über Staat, Regierung, Religion, und die Zukunft der Menschheit konnte man in diesem frivolen Briefwechsel lesen. Da fand man folgende Worte: „Macht was ihr wollt, die Wahrheit macht sich frei und durchbricht alle Finsterniß, in die ihr sie hüllt. Es wird ein Tag kommen, wo der Ewige auf der Erde nur wahrhaft Gläubige sehen wird. Die alles verzehrende Zeit wird auch die Irrthümer hinwegräumen, mit Staunen werden Alle sich unter ein Banner versammelt sehen, alles wird vergehen, nur das Gesetz nicht. Die Götterbilder werden der Erde entnommen, und in den Archiven des Himmels niedergelegt werden.“ *)

Die Art Montesquieus zu denken und zu schreiben war in Frankreich neu; seine Sprache, wie seine Gedankenfolge, ist elliptisch. In seinen Betrachtungen über die Römer stellt er die Grundzüge einer kühnen Schlußfolge zwar her, füllt aber die Lücken nicht aus, um so schlimmer für den, der nicht begreift. In seinem „Fall“ und in „den persischen Briefen,“ will er den abgestumpften Geschmack des Publicums durch Neuheit in der Behandlung der Sprache, durch Auflehnen gegen gewöhnliche Meinung und Dinge erwecken, ein Widerstand, der zwar nicht parlamentarisch, aber deshalb nicht minder geistreich war. Das Publicum stürzte sich mit Hast auf die gewürzte Kost, die ihm unser Autor bot, und der Absatz solcher Waare war groß.

Sobald Montesquieu, um seinen Leser nicht zu ermüden, zwar nur mit wenigen, aber unvergänglichen Strichen die bedeutendsten Männer und Erscheinungen Roms gezeichnet hatte, trat er aus dem Gebiete der Stadt heraus, und faßte die gesammte Menschheit ins Auge. „Der Geist der Gesetze“ zeigt uns die Geschichte in der Hand eines Künstlers, der damit nach seinem Geschmacke verfährt. Chro-

---

*) Brief 35.

nologie und Trennung der besonderen Geschichten ist verschwunden; alles verwirrt und vermischt sich, um sich in selbstgeschaffener Ordnung wieder zu finden.

Man möchte das Werk ein herrliches weites Land nennen, dessen glückliche Einzelheiten unerschöpflich sind; mit dem ersten Schritte ist man überrascht und bezaubert, ein unerklärbarer Reiz zieht uns bald an, bald stößt er uns ab. Je weiter wir vordringen, desto verschiedenartigere Gefühle durchkreuzen unsre Brust, die bezaubernde Mannichfaltigkeit betäubt uns zuweilen, aber nie führt uns ein einmal betretener Weg irre, immer leitet er uns zu einer malerischen Fernsicht, zu einer Entdeckung. Hat man einige Zeit sich in diesem Eden verweilt, wo man mehr Mannichfaltigkeit als Einheit findet, so kann man sich nicht mehr losreißen; immer möchte man hier verweilen, immer das sanfte Licht genießen, mit dem ein reiner Himmel das Auge erfrischt, sich tausendfach in der Phantasie bricht, sie entflammt und sie in freudige Regsamkeit versetzt. Man hat geäusert, daß Montesquieus Buch ein Geist über die Gesetze sei; dieß angenommen und zugestanden, so war doch schon seit lange kein Geist über die Gesetze gekommen, und er war Bedürfniß geworden. Es gab einige Juristen, wie z. B. Laurriere, Cochin, d'Aguesseau; Commentatoren fehlten nicht; Richter und Sachwalter schwärmten umher, aber wo war die geistige Kraft, die in die neuere Jurisprudenz Licht bringen konnte? Montesquieu beging das Scandal und forschte nach dem Wesen der Dinge.

Beim Erscheinen des Meisterwerkes tobte die alte Serbonne, die Geistlichkeit und das servum pecus des Schlendrians; Montesquieu hörte ihr Geschrei, er wollte sie mit einem Schlage niederschmettern, und schrieb die Vertheidigung seines Geistes der Gesetze, eine Apologie, die neben dem Gegenstande der Vertheidigung selbst nicht zurücktritt.

Die Polemik Montesquieus hat etwas von der Majestät seines Characters und Styles; in ihrer Würde athmet sie Geringschätzung, nur dann und wann äusert sie ihren Unwillen, der aber um so furchtbarer wird, je gehaltener er ist. Hat er auf allen Puncten seine albernen Gegner geschlagen, erringt er mit seinem triumphirenden Hohn den letzten Preis des Ruhms: „Nichts ertödtet mehr alles Wissenschaftliche, als wenn man auf Alles den Doctorhut setzt, wer immer lehren will, lernt nichts, kein Genie wird aufkommen, wenn man es mit tausend eitlen Bedenklichkeiten umgarnt. Hat man die besten Absichten von der Welt, man wird uns am

Ende selbst daran zweifeln lassen. Wer immer vor Furcht zittert, einen Sprachfehler zu begehen, wird nie gut sprechen, und statt seinen Gedanken zu folgen, wird man nur nach Worten suchen, die der Schärfe der Kritik entgehen; man wird uns ein Kindermützchen aufsetzen, und bei jedem Worte warnen: „Nimm dich in Acht, daß du nicht fälist." Du willst sprechen, wie wir, du sollst sprechen, wie ich. Willst du dich in die Höhe schwingen, so zieht man dich herab; hast du Kraft und Leben, so ertödtet man beides mit Nadelstichen. Erhebt man sich ein wenig, nehmen die Leute die Elle zur Hand, heben den Kopf und rufen uns herab, um zu sehen, wie hoch man geflogen; geht man seine eigne Bahn, so soll man auf alle Steine Acht geben, die die Ameisen in den Weg geschleppt haben; weder Wissenschaft noch Literatur können bei solcher Pedanterei gedeihen."

Nie ist die Dummheit der Misgunst und des Schlendrians glücklicher bekämpft worden.

Der Verfasser des „Geistes der Gesetze" hatte alles erschöpft, was er in den persischen Briefen aufgestochen; von nun an lag ihm weiter nichts, als die Beobachtung des Laufes der Dinge, ihre Schilderung und der Unterricht der Menschen am Herzen. Nicht daß er der Ironie, einem Hauptzuge seines Geistes, entsagt hätte, aber er schmückte sie mit seiner natürlichen und einfachen Würde, er ist umfassend, heiter und lichtvoll; er erleuchtet die Geister ohne sie zu erhitzen, ruhig entströmen Ansichten, Schilderungen, Episoden und Entwickelungen seiner Feder, nach der Vollendung seines Werkes entsagte er gern der Erde. Der Tod hatte für ihn nichts Fürchterliches, nichts Schreckenerregendes, das Studium der Geschichte und Ereignisse hatte ihn der anderen Welt genähert, und der Verfolgungen eines Jesuiten ungeachtet, gab er friedlich in die Hände Gottes eine der erhabensten Seelen, die je die Erde durchschritten.

Montesquieu war vor allen von der Kraft der menschlichen Vernunft überzeugt, alles wollte er durch sie erklären, alles aus der Natur der Menschen und der Dinge herleiten.

Für jedes einzelne Institut suchte er ein besonderes Gesetz auf, er forschte nach Ursache und Grund jeder einzelnen Staatsform, jedem Dinge wies er seinen eigenthümlichen Platz an, und zeigte als Beobachter, wie als Geschichtsschreiber, den feinsten Scharfsinn.

Er erhob sich nicht bis zum Glauben an ein allgemeines Gesetz, das die ganze Menschheit umfasse.

In dem „Geiste der Gesetze“ hat er die Geschichte wieder erweckt, er hat uns zuerst mit Verfassung, Sitte und Character Englands bekannt gemacht; Rom und seine Verfassung hat er noch tiefer durchdrungen, als dieß in seiner ersten Arbeit der Fall war; ein bewundernswürdig richtiges Gefühl legt er hinsichtlich der deutschen Barbarei an den Tag, er hat über mehre der wichtigsten Theile des französischen Lehnwesens Licht verbreitet.

Frankreich verdankt Montesquieu die kostbare Erkenntniß der Vergangenheit und Gegenwart; sein großartiger Abriß stellte Alles in sein wahres Licht, und der Schleier der so manche Gebrechen deckte, ward, wenn nicht zerrissen, doch gelüftet; und doch trug dieser Mann, der aus der Beobachtung des Ganges der Geschichte sich eine selbstständige Philosophie gebildet hatte, nicht das geringste Verlangen nach einer Veränderung oder Revolution; das Schauspiel, das er sich schuf, erfüllte seinen Geist, er hatte genug mit der Erkenntniß und Erklärung der Dinge zu thun, in ihrer Erfassung fand er ihre Rechtfertigung, und so groß war seine Unpartheilichkeit, daß er eher als zu nachsichtiger Vertheidiger, denn als strenger Richter auftritt.

Mehre seiner Zeitgenossen fürchteten die Folgen dieser Neigung, aber wo ist der menschliche Geist, der nie gestrauchelt?

Wenigstens wollen wir dem Schriftsteller die Sünden seiner Ausleger nicht anrechnen. Nicht bloß zu Ende des vorigen Jahrhunderts, nein, seit **1814**, dem Jahre, wo in Frankreich die Discussionen über politische Freiheit wieder begannen, sind Publicisten und Männer am Ruder des Staates aufgetreten, die Alles was ist, was besteht, gleichviel mit welchem Rechte, in Schutz nehmen, vertheidigen, und sich dabei auf den „Geist der Gesetze“ stützen. Wir sind überschüttet mit lauter kleinen Montesquieus, die, unerschöpflich im Lobe des Bestehenden, mit ihren politischen Sophismen eine wahre Parodie „des Geistes der Gesetze“ und seines erleuchteten Verfassers sind, die nicht begreifen, daß sich Alles mit der Zeit verjüngt, und in der Erkenntniß des gesellschaftlichen Zustandes nur um ein Jahrhundert zurück sind.

Geschichte und Politik sind zwei verschiedene Doctrinen, die keine Vermischung dulden. Die Geschichte fördert die Politik und führt zu ihr hin; denn sie gewährt die Veranschaulichung und Erkenntniß der Vergangenheit, und leitet uns in den Verkettungen der Ereignisse des Jahrhunderts; die Politik hin-

gegen besteht in der Auffassung der Gegenwart, sie soll den Menschen seiner Zeit anpassen und ihn dahin bringen, daß er sich in ihr und sie selbst zu bewegen lerne.

Eben so gut als aus Montesquieu könnte man jetzt auch aus Machiavell die Politik erlernen, aber die Geschichte muß man in seinem Werke studiren, denn diese lebt unvergänglich in ihm.

Achtes Kapitel.

Herrschaft des Deismus, der Vernunft und Toleranz. Voltaire.

Nicht dem Zufalle ist die Ausbildung des menschlichen Geistes preisgegeben, nicht nach regelloser Willkühr sind die ausgezeichneten Männer in die Jahrhunderte vertheilt. Zu Anfange des vorigen bedurfte der Geist der Philosophie, die die Welt erobern wollte, zu der Würde Montesquieus noch eines thätigeren, lebenvolleren Elementes, und fast möchte ich glauben, er habe am Throne des Schöpfers selbst um einen würdigen Vollstrecker seiner Pläne gefleht. Descartes, Mallebranche, Spinoza, Locke waren aufgetreten, Leibnitz hatte ein friedliches, tiefforschendes Universalgenie entwickelt, aber die Zeit wollte noch ein anderes, ein feuriges, kriegerisches, aufrührerisches; Gott wollte es dem Genius der Philosophie gewähren.

Großer Gott, der junge Mann, der im Jahre 1718 auftrat, ist fern von geckenhaftem Leichtsinn, er darf nicht in seinem Wagniß, das du ihm selbst auferlegtest, untergeben, darum schütte über ihn alle Gaben, rüste ihn mit allen Waffen, er sei ein zweiter Achill: arma acri facienda viro; denn was für Mühe und Arbeit wartet seiner; so lange er die Welt noch nicht mit sich fortgerissen hat, kann sie ihn selbst zerschmettern. Aber Gott wird ihn mit der unbesiegbaren Kraft gewaffnet haben, deren er zu seiner Sendung bedurfte.

Er ist ein Philosoph, wie noch keiner da gewesen, in keinem Zuge seinen Vorgängern ähnlich, trennt er sich von ihnen, um ihr Werk fortzusetzen. Fassen wir gleich das Hervorstechendste in seinem Character auf, seine Leidenschaftlich-

keit. Voltaire ist geistreich, ohne Zweifel; aber vor allem leidenschaftlich; eine Leidenschaftlichkeit, unerschöpflich an innerem Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gestaltung, lodernd, scharfsinnig, großmüthig, bitter, unversöhnlich, gutmüthig, beißend, schmeichelnd, bescheiden, unverschämt, belebt, durchdringt, begeistert, und erhält sie ihn: er schreit, weint, lacht, ist entzückt, und giebt sich in tausendfacher Abwechslung ihren Ausbrüchen hin, er unterbricht seine Seufzer, seinen Unwillen durch ein sardonisches Hohngelächter, er vernichtet den Eindruck, den er eben hervorgebracht, durch einen entgegengesetzten, aber noch mächtigeren. Kämpft nicht gegen ihn, er ist ein Gott. Er buhlt um die Gunst der Menschheit, entzückt, verlacht und mystificirt sie; glaubt man ihn zu fassen, fort ist er; und der Mann, den man flach genannt hat, um ihn in den Staub zu ziehen, bringt uns mit der Tiefe seines unerforschlichen Geistes zur Verzweiflung. Voltaire sollte vor allen Schriftstellern kühn und herausfordernd auftreten, zugleich aber auch der verständigste seyn; ihm ist es gegeben, Gott begünstigt ihn, zwei Eigenschaften in sich zu vereinen, die bei den meisten unverträglich sind, Leidenschaftlichkeit und gesunde Vernunft. Voltaire war mit einem glänzenden Verstande begabt, er ist klar, einfach, lichtvoll, gerecht. Wenn die Leidenschaft schweigt, läßt ihn sein richtiges Gefühl meistentheils gerecht werden; nicht zu vergessen endlich ist auch eine unermüdliche Gewandtheit, die weder Mühe noch Erschlaffung kennt, und diesen Helden selbst bei Arbeiten in den verschiedenartigsten und heterogensten Materien sich erholen läßt.

Was wird er mit seinen Talenten schaffen? ein System? besser: eine Revolution. Er achtet Descartes, aber er ist nicht Cartesianer; er benutzt Locke und gesteht was er ihm verdankt; er macht Frankreich mit Popen bekannt; er ist kein heimlicher, schamloser Plagiar der englischen Philosophie; er fühlt sich stark genug, um aufrichtig seyn zu können, und seiner eignen Größe sicher, verhehlt er uns nicht den Gang seiner Bildung. Ausgerüstet mit Leidenschaft nnd Verstand, entwickelte Voltaire seine Plane und seinen Geist durch vier Mittel: die Bühne, die Geschichte, die Philosophie und die Polemik.

Die Schilderung der Philosophen und Richter in den Voltairischen Bühnenspielen, bedarf keiner Vertheidigung. Heut zu Tage gehen wir ins Theater, um unsere Zeit zu vergessen, und lassen uns lieber durch die Darstellung alltäglicher und überall einheimischer Leidenschaften, durch die Ver-

gegenwärtigung der Vergangenheit, von unsern jungen Talenten Zeit und Ort entrücken.

So groß ist die Last unsers Jahrhunderts, daß wir sie zuweilen ablegen müssen, um sie mit erneuten Kräften wieder aufzunehmen. Aber das Zeitalter Voltaires glühte zu sehr für die Freiheit der Philosophie, es entbehrte noch zu sehr der Mittel, ihr den Weg zu bahnen, um sich nicht in jeden Strom zu stürzen, der mit Hülfe des Genies diese vom Jahrhunderte so heiß geliebte Philosophie mit sich fortreißen konnte. Voltairen fehlten Tribune und politische Verhandlungen, darum trat in der Kothurn. Auf dem Theater wird er predigen, selbst unter dem Getöse der letzten Laute christlicher Kanzelberedtsamkeit. Er ist leidenschaftlich, darum wird er dramatisch, beredt und populär; er reißt die Menge mit sich fort, er bekehrt sie, während er sie ergötzt, er taucht die Grundsätze und Lehren seiner Philosophie in die Gluth seiner Leidenschaft. Jetzt hat die Zeit den Glanz und Effect seiner veralteten Philosophie geblichen, aber die glühenden und würdevollen Ergüsse seines Herzens treten immer großartiger hervor: Tancred, Vendome, Zaire, Zamore, ihr werdet nie vergehen, und tragt ihr auch nicht ganz den Character des Mittelalters, Amerika's und Asiens, ihr seid gerettet, denn ihr tragt die Quelle alles Lebens in euch, Gemüth und Liebe.

Auch in der Geschichte konnte Voltaire seinen Geist, wie es ihm beliebte, entfalten.

Bossuet hatte die Geschichte im Interesse des Christenthums entworfen; Montesquieu in dem der Vernunft, er schrieb die Geschichte, um sie zu zerstören und umzustürzen; er zertrümmert die Kirche in Stücke, und will das Christenthum durch den Deismus verdrängen. Seine Abhandlung über die Sitten der Nationen ist ein Abriß, ein Factum, ein Pamphlet; er erzählt um zu verurtheilen und zu unterrichten; er verfolgt Päpste, Mönche und Priester bis aufs Aeuserste; er ist ungerecht, denn er unterscheidet keine Zeit; er erniedrigt den Clerus, um ihm sein Regiment zu entreißen; er schildert die Vergangenheit, um die Gegenwart zu zerstören; der Offenbarung setzt er den Deismus, den Verfolgungen der Priester die Toleranz, der veralteten Theologie, die sich nimmer verjüngen will, die gesunde practische Vernunft, den nutzlosen Mönchen und Klöstern einige Grundsätze der Nationalöconomie entgegen. Das Resultat des Werkes war, die Kirche sei nutzlos für den Staat, hindere

die Fortschritte der Civilisation und der Aufklärung, ebenso wenig bedürfe das Menschengeschlecht der Offenbarung, der Deismus reiche hin; endlich verlangt er in seiner historischen Forschung, die Philosophie, eine neue Macht, solle die Welt durch die Hand der Könige und Weisen regieren. Der Styl dieser Abhandlung ist bewundernswürdig, welche Schnellkraft, welche Leichtigkeit, welche Unpartheilichkeit, sobald die Kirche nicht mit ins Spiel kommt. Hier ist ein Beweis was der Verstand, wenn er sich selbst überlassen ist, hervorbringen kann! Voltaire macht keine leeren Worte, er geht gerade auf sein Ziel los, immer schreitet er vorwärts, er sucht nicht den Effect, er findet ihn; er tändelt nicht mit gaukelnden Worten, die schlichte Darstellung und die Thatsachen, die er bringt, sind beredt genug. Auch der Zweck seines „Jahrhunderts Ludwigs XIV." war gut. Bis zum Jahr 1750 war in Paris die Undankbarkeit gegen Ludwig und sein Zeitalter Ton, von beiden sprach man nur obenhin.

Diese in ihrem Ursprunge nothwendige und ganz legitime Reaction mußte nach und nach zum höchsten Unsinne werden. Voltaire ärgerte sich darüber, und von Friedrichs Hofe aus, wo er gerade damals lehrte, machte er die Franzosen mit der Geschichte ihrer Väter bekannt. Er ehrt den Ruhm, dessen Erbe und Bewerber er selbst ist, auch den Franzosen lehrt er diese heilige Scheu; überall bewährt er in seinen Neuerungen ein richtiges Urtheil, nur wen er nicht nachahmt, betet er an; er feiert Bossuet, er wirft sich vor Racine in den Staub, und vor dem Genie zeigt er jene Ehrfurcht, die bei großen Männern wie ein Zurückkommen auf sich selbst und ihre eigne Zukunft erscheint, und für alle zur Pflicht wird. Wie Voltaire dankbar gegen das siebzehnte Jahrhundert war, so müssen auch wir es gegen das achtzehnte seyn; wir müssen unsern Weg gehen, aber eingedenk des Punktes, von wo aus wir ihn beginnen; treten wir auch als Reformatoren auf, müssen wir uns doch unserer Erblasser erinnern, und den angefangenen Faden im Geiste Frankreichs fortspinnen.

Voltaire ist ein vortrefflicher Erzähler, als solcher feiert er in der Geschichte Karls XII. seinen Triumph. Der Held lebt vor uns, seine Tollkühnheit entfaltet sich vor dem Leser, rauscht wie ein Strom vorüber, und dieß historische Fragment ist sicher das Ausgezeichneteste an Lebendigkeit und kriegerischem Geiste in der Prosa.

Erst zur Hälfte haben wir Voltaire betrachtet. Seine

Philosophie spricht sich in seiner Poesie und Prosa aus, und er allein unter den großen Geistern Frankreichs schreibt ebenso schöne Verse als Prosa. Er macht Newton, Pope und Locke dem Volke zugänglich; er predigt den Deismus, und schildert England in seinen philosophischen Briefen, die durch Henkershand verbrannt wurden; er verfolgt die christlichen Ueberlieferungen in seinem philosophischen Wörterbuche, er kämpft und schreibt für Calas, Sirven und Detallonde; er legt den Geist des Sachwalters ab, und schreibt über Nationalöconomie, überall genügt er, er predigt, er spricht über alle Interessen der Menschheit, er macht sich zum Sachwalter seines Jahrhunderts, zum Priester der Toleranz; er ist Alles und überall, er regt alle Fragen auf, alle Geister an.

Wie konnte Voltaire als unermüdlicher Reformator dastehen, ohne fürchterliche Stürme gegen sich anzuregen? Wir können jetzt ohne großen Heroismus gesunden Menschenverstand zeigen, aber Voltaire mußte das Eis erst brechen, und der Ruhm, der Erste zu seyn, war gefahrvoll. Er sah, es galt hier Sieg oder Tod, er machte den Königen und Großen den Hof, aber unerbittlich war er gegen seine literarischen Feinde, gegen die Ritter der Kirche und der Finsterniß, keine Gnade, keine Sühne war für sie bei ihm, in der Bresche erwürgte er sie. Er ist es, der unter den französischen Schriftstellern die meiste und schönste Polemik hat, sie gab ihm unendliches Vergnügen und neuen Ruhm. Hat er den Unvorsichtigen, der sich seinen Streichen in den Weg stellt, gemessen, so beleidigt, verachtet, entwürdigt er ihn, sollte auch seine eigene Würde dabei leiden. Er spottet aus allen Ton=, in allen Schreibarten, in Versen und Prosa; er verhöhnt und beschimpft seinen Gegner; er verwirrt ihn durch sein scharfes unharmonisches Geschrei; er muckt ihn ab, betäubt und quält ihn mit dem unerschöpflichen Reichthume seines beleidigenden Spottes; diese betäubende Polemik ist wie ein Charivari der Geisterwelt. Aber nun packt er seinen Gegner mit der Faust, schnürt ihm die Kehle zu, erstickt ihn, wirft ihn in den Staub, wälzt sich mit ihm herum; ein verzweifelter Kampf beginnt, manchmal scheint Voltaire besiegt, aber er erhebt sich wieder, er bohrt bis auf den Grund der Wunden, die seine unbarmherzige Ironie wie ein scharfes Schwert geschlagen hat; er stimmt seinen Siegesgesang an, und begründet durch seine Rache noch mehr seine Ansprüche auf Unsterblichkeit.

Montesquieu verläugnet selbst im Scherze seine ange=

borne Würde nicht; Voltaire triumphirt durch seinen Cynismus, seinen Grimm, seine beleidigenden Possen, ein fressendes tödtliches Gift.

Er herrschte über seine Zeitgenossen; er hatte die Kühnheit eines Herrschers, und die Geschicklichkeit eines schlauen Diplomaten; er glänzte in der besten Gesellschaft Europas, Könige, Päpste und Cardinäle waren seine Schmeichler; unter dem Schutze aller dieser hohen Gönner verfolgt dieser Eroberer unermüdlich seine Pläne, und weder als Schriftsteller noch als Mensch macht er sich ein Gewissen daraus, ein Gemisch von Ungestüm, Schlauheit, Schmutz und Eleganz zu zeigen. Man verfolgt ihn, er geht fort, reist und kommt wieder; man klagt ihn an, er leugnet, und fängt sein Treiben wieder von vorn an. Als er sah, die Zeit der Scharmützel, Rückzüge und Gegenmärsche sei vorüber, wählte er Ferney zu seinem Wohnsitz; hier lebte er zwanzig Jahr, wie ein König in der Philosophie und Wissenschaft. Vier und achtzig Jahr alt, kehrte er 1778 nach Paris zurück; ein Triumphzug, und Franklin, der Repräsentant des Amerikas, das so eben die Rechte des Menschen declarirt hatte, worauf Voltaire ohne Eitelkeit sich wohl einigen Einfluß beimessen kann, erwarteten ihn dort. Der ehrwürdige Amerikaner stellte dem ruhmgekrönten Greise seinen Sohn vor, der diesen mit den merkwürdigen Worten: God and liberty, segnete. Voltaire durfte von Gott sprechen, denn er liebte ihn heiß, und von der Freiheit, denn er bereitete sie vor.

Der Genius der Philosophie konnte mit seinem Vertreter zufrieden seyn, denn er ging nicht aus dieser Welt, ohne sie reformirt zu haben.

Der Einfluß Voltaires war wirkungsreich, mehr in der Philosophie, als in der Politik, mehr für die Nation, als die Wisseuschaft; er war für sein Jahrhundert der Verbreiter neuer Ideen und des Lichtes; darum hatte ihn Gott gesendet.

Seit Voltaire haben die Revolutionen in der Ideenwelt nicht aufgehört, und diese selbst beweisen, daß die Reformatoren noch nicht genug gethan haben. Es würde von keinem großen Geiste zeugen, wollte einer jetzt als Jünger Voltaires auftreten, aber Voltaire gewesen zu seyn, gehört zu dem höchsten Ruhme eines Menschen. Aber er irrte oft! schon recht, denn man schreibt nicht siebzig Bände, ohne sich zu irren. Es nimmt sich gut aus, wenn Männer, die der Raub einiger deutschen Ideen geschwächt hat, Männer, die nicht

fähig sind, eine Spur zu hinterlassen, mit Geringschätzung von den Werken Voltaires sprechen. Unglückliche, achtet die Kraft und die Fruchtbarkeit. Wenigstens werfen sich die Eunuchen des Serails vor ihrem Herrn in den Staub, wenn sie ihn auch um seine Mannheit beneiden.

Neuntes Kapitel.

Encyclopädischer Abriß der Wissenschaften. Diderot, Enthusiast und Pantheist. D'Alembert sein Genosse.

Montesquieu, der erste des großen Viergestirns, ließ sein Jahrhundert nicht verwaist. Neben Voltaire strahlt eine Erscheinung, die, wenn auch nicht die größte, doch die originellste unter den literarischen Physiognomien Frankreichs ist. Man denke sich einen jungen Mann, der bei seinem Auftreten in der gelehrten Welt, sich dem erlauchten Präsidenten, während er mit seinem „Geiste der Gesetze" beschäftigt war, vorstellt; er wird gut aufgenommen; der gelehrte Richter ermuntert ihn durch seinen wohlwollenden und würdevollen Empfang, durch eine kurze aber geistreiche, inhaltsschwere und gemessene Unterredung; der junge Mann voll Bewunderung bricht die Unterhaltung ab, aber ohne sein Herz dem ehrwürdigen Präsidenten geöffnet zu haben, und läuft zu Voltairen. Der Dictator des Jahrhunderts empfängt ihn wie einen Freiwilligen, der sich unter seine Fahne stellt, er wünscht ihm Glück zu dem Entschlusse, sich der Philosophie zu widmen; er schenkt seinen Arbeiten, ohne sie zu kennen, seinen Beifall; er billigt, lobt, widerspricht, nachdem er etwas bekannt mit ihnen geworden, ohne seinem Lobe Rath oder Kritik beizufügen; er trägt den jungen Schriftsteller in die Liste der Philosophen ein; er zeigt ihm von ferne Ruhm und rasches Fortschreiten, und schmeichelt ihm, um einen fanatischen Verehrer zu gewinnen; die geschmeichelte Eigenliebe des jungen Novizen ist befriedigt, aber sein Herz ist es nicht; er will den Verfasser der neuen Heloise kennen lernen; er wagt es in die Einsiedelei zu dringen, Rousseau empfängt ihn mit Mistrauen und Unmuth, wieder ein Pariser, der seine Einsamkeit und seine Arbeit stört; der Besuch geht in gegenseitiger Verlegenheit vorüber. Zwanzig Male will unser junger Mann, dessen Herz schwillt,

dessen Augen übergehen, dessen Wangen wie Feuer brennen, sich zu den Füßen Rousseaus werfen, um ihm die leidenschaftliche Verehrung, in der für ihn die Jugend flammt, zu erkennen zu geben; vergebens forscht er in seinen Augen nach einem Strahle, der die Kälte des ersten Empfanges lindern soll, er findet keine Worte; eine unbesiegbare Befangenheit fesselt ihn an seinen Sitz, und drückt ihn wie ein bleiernes Hemd. Endlich rafft er alle seine Kraft zusammen, um diesen peinlichen Zustand zu enden, er erhebt sich, stammelt einige Worte und entflieht. Er ist untröstlich, daß Rousseau seinen tiefempfundenen Enthusiasmus für gemein zudringliche Neugier hält. Armer junger Mann, du weist also nicht, daß es schwer ist, sich grosen Männern zu vertrauen? Aber höre, an der Ecke der Strase Taranne und St. Benoit, im fünften Stocke, wohnt jemand, der dich mehr befriedigen wird, es ist einer der Redactoren der Encyclopädie, es ist Diderot.

Ein Mann, der sich jedem ganz hingiebt, sich nach allen Richtungen und über Alles verbreitet, seine Schätze an jeden Einzelnen wie an das Publicum verschwendet, und weder sie noch seine Zeit eintheilt oder spart, der nie geizt, weil er unerschöpflich ist, das ist Diderot.

Jedem zugänglich, empfängt er jeden in seinem Dachstübchen, er sieht junge Leute bei sich, berathet und ermuntert sie, steht mit ihnen bald auf dem Fuße einer bequemen Vertraulichkeit, treibt zuweilen seinen Scherz, ist immer geistreich; beim dritten Worte ist er ihr guter Freund, er geht in ihre Ideen, Plane, Romane, dramatische oder historische Arbeiten ein, vertilgt die langweiligen Stellen, überschüttet die leeren, die sie nicht auszufüllen wußten, macht sich für sie an das Werk, improvisirt, schreibt; und wenn er einige Seiten fertig hat, deren Styl funkelt und flimmert, nimmt er das Gespräch, das unerschöpfliche, wieder auf, und läßt seine Worte dahinströmen, Worte, die sein Jahrhundert, dessen Hierophant er ist, entflammen; seine Stirn erweitert sich, sein Kopf glüht, er wirft seinen Hut ab, er hat sich erhoben, er spricht, er donnert, er wird sanfter, er will lachen; er wirft sich in ihre Arme, er umarmt sie, er erschöpft sich in Exclamationen, Apostrophen, Dithyramben und Prophezeiungen. — Das ist ja ein Narr, aber seine Narrheit ist jenes heilige Elementarfeuer der Menschheit, ein Scandal für die Menge, die davon ergriffen ist, ohne es zu wissen; er ist ergriffen von jener Narrheit, die die Beratherin der Ergebung, die Mutter großer Thaten ist, die

bis zur größten That eines Menschen, das ist, bis zur Verachtung persönlichen Ruhms gehen kann.

Deshalb hat auch Diderot, immer von seinen Zeitgenossen in Beschlag genommen, von denen ihn keiner verließ, ohne um einen Gedanken reicher geworden zu seyn, keine solchen Denkmale, wie seine Mitarbeiter, hinterlassen; einzelne großartige Zeugen seiner Größe, Bruchstücke, Sätze, Keime und Lappen, aber nichts Vollendetes, Abgeschlossenes haben wir von ihm, er scheint über oder unter den Büchern gestanden zu haben.

Die philosophischen Systeme binden sich nicht immer an dieselbe Form; bald sind sie mit hochtrabenden Phrasen verbrämt, bald in gewöhnlicher Rede dargestellt; bald entzieht ein dichter Schleier sie der Menge, bald erleuchtet sie eine lichtvolle Erklärung und macht sie zugänglich. Der Pantheismus war tief in die neuere Philosophie eingedrungen; der ernste Geist Spinozas hatte ihn zur selben Zeit geschaffen und vollendet. Aber Spinoza blieb für die Meisten unzugänglich, seine Commentatoren hatten ihm sein Characterisches genommen, und sein unbekannter Pantheismus lastete, wie ein furchtbares Geheimniß auf der Menge. Ohne es zu wissen und zu wollen, sprach Diderot für ein System, das Spinoza mathematisch construirt hatte.

Diderot, ein zweiter Spinoza, wollte nicht etwa die Grundsätze des Amsterdamer Juden verbreiten; er bekämpfte ihn vielmehr, selbst in der Encyclopädie; aber Diderot war eben so natürlich Pantheist, als Spinoza, wie bei diesem, waren auch bei jenem Gott und Welt ein Begriff.

Kaum hatte Spinoza in philosophischer Abgeschiedenheit und aller Stille jene substantielle und unerschöpfliche Theorie ausgearbeitet, eine Nahrung, die nicht allen behagt, die aber alle, so sie vertragen, neu belebt, da tritt Diderot auf. Er kann seine Ideen nicht beherrschen, er schüttet sie aus, lehrt ihre Anwendung und prägt sie den Menschen ein. Was ist denn eigentlich der Gott Diderots? Die Natur ist es, das Leben, die Welt. Diderot schreibt über die Bewegung, die Materie; er sieht das Bild Gottes in dem Leben des Weltalls, und immer entschlossen falsche Vorstellungen von Gott zu vernichten, verfällt er in den Pantheismus, aber nicht in den Atheismus.

Diderot ein Atheist! alberne Deutung der Forschungen dieses großen Mannes. Diderot mit seinem für alles Schöne, Ruhmvolle, Geniale enthusiastisch glühenden Gemüth, den

die Lectüre der Clarissa, oder der Gedanke an Marathon wonnetrunken macht, er, den man mit seinen eignen Worten: „die empfindsamste Haut seines Jahrhunderts" nennen könnte, soll ein Atheist seyn! Ist denn das immer rege Streben eines menschlichen Geistes den Begriff Gottes großartiger herzustellen, Atheismus? Wer hat denn den wahren Gott so fest, daß er den, der nach ihn forscht, schmähen oder hindern dürfte? Männer der Vergangenheit, ihr habt ihn nicht mehr, wir haben ihn noch nicht, aber wir gestehen es doch ein.

Diderot wollte die Grundsätze der Wissenschaft verbreiten, um sie zur Anwendung zu bringen. Hier eine seiner Ideen: „Eilen wir, die Philosophie dem Volke zugänglich zu machen; wenn wir wollen, daß die Philosophen vorwärts schreiten, müssen wir die Völker dem Punkte nähern, wo jene schon stehen." Er fühlte, die Zeit sei gekommen, wo die Philosophie alle Geister durchdringen müsse.

In unseren Tagen wollte ein deutscher Metaphysiker die Philosophie in die Geheimnisse der Scholastik hüllen, und sie in die Hände der aristokratischen Minorität des Menschengeschlechts legen. Das wäre recht gut gewesen, wenn Hegel zur Zeit Parmenides oder Abälards gelebt hätte.

Bewunderswürdig ist die Vielseitigkeit der Bildung Diderots. In die besonderen Einzelheiten der Handwerke und Künste ist er gedrungen, mit diesen technischen Kenntnissen verbindet er die genaueste Kenntniß der Literargeschichte und aller philosophischen Systeme; er ist Kritiker, Erzähler, Dramaturg, Freund des Schönen, Wahren, Natürlichen, gelehrt und begeistert. Gegen alle Rhetorik und academisches Herkommen hatte er eine unüberwindliche Abneigung. Die rohesten Versuche begünstigte er, sobald er Leben darin entdeckte; aber unbarmherzig geißelte er das Mittelmäßige, das sich in klassische Formen gehüllt hatte.

La Harpe hatte seinen Panegyricus auf Fenelon vollendet; Diderot konnte sich nicht halten, und protestirte wider das Urtheil der Academie und deren Preisertheilung. Man sieht, anfangs hatte er sich vorgenommen, gemessen aufzutreten, aber hat er einmal die Feder ergriffen, so läßt er sich von dem Strome fortreißen, an dessen Gewältigung er schon nach einigen Zeiten nicht mehr denkt. Dann schildert er La Harpe: „Er fließt, aber sprudelt nicht, er bahnt sich sein Bett nicht selbst, er führt weder Bäume, noch Menschen, noch Wohnungen mit sich fort. Er trübt nichts, reißt nichts ein,

stürzt nichts um, verwirrt nichts; ich bleibe eben so ruhig als er selbst; ich gehe wohin er mich führt, wie ich an einem heiteren Tage auf dem ruhigen Strome in einem Nachen oder einer Barke dahin gleite. Je weiter Diderot fortfährt, um so mehr indignirt ihn der Styl des Lorbeergekrönten: Karneades, Cicero, was werdet ihr zu dieser Lobrede sagen, dich will ich gar nicht fragen, Beschwörer der Manen von Marathon!" Endlich schließt er: „Noch einmal, dieser Mensch hat Rhytmus, Eleganz, Styl, Verstand, Vernunft, aber nichts schlägt ihm unter der linken Brust." Nun ihr Rhetoren, an ihm werdet ihr einen furchtbaren Richter finden.

Diderot hatte Grund unbarmherzig gegen die Rhetorik zu seyn, und sie mit seiner Beredtsamkeit nieder zu donnern. Rhetoren, was habt ihr für Unheil gestiftet; ihr verhunzt die Meisterwerke, wie die Revolutionen, ihr erstickt oder verfolgt das Talent, das Denken ist euch ein Greuel, ihr seid die ewigen Geiseln der Kunst, der Beredtsamkeit und der Freiheit.

Man hat Diderot den deutschesten unter allen Franzosen genannt.*) Ein gewichtiges Wort. In der That nährte Diderot in seinem Gehirn in mächtiger Vereinigung, den Naturalismus und Idealismus. Die Natur mit ihren nackten Schönheiten, ihren materiellen und kräftigen Genüssen, ihren unersättlichen Begierden, begeisterte unsern Autor zu den überschwenglichsten Stellen, der unbestreitbaren Quelle mancher Theorie, die in unsern Tagen geoffenbart seyn soll; da springt er auf einmal um, und stürzt sich in den äusersten Idealismus; Alles belebt er durch seine Forschung, und der menschliche Geist ist ihm das allgemeine Gesetz für jegliche Erscheinung, so schreibt er an Falconet: „Die Gegenwart ist der untheilbare Punkt, der die Länge der unendlichen Linie theilt. Unmöglich ist es auf diesem Punkte stehen zu bleiben, und sanft mit ihm weiter zu gleiten, ohne den Kopf rück- oder vorwärts zu drehen. Jemehr der Mensch rückwirkt und sich zugleich vorwärts stürzt, desto größer ist er." Niemals ist die Macht der menschlichen Vernunft über die Zeit klarer dargestellt worden. Wurde der Ruhm jemals herrlicher gefeiert, als in folgenden Worten: „Unwandelbare Macht des Ruhmes, Alles andere wird feil im Verkehr, Gut und Leben opfern wir unsern Freunden,

*) St.-Beuve. Critiques et portraits literaires p. 386—431.

aber die Ehre, der Ruhm wird nie Gemeingut, nie verschenkt."

Eine herrliche Lectüre gewähren seine Briefe an Falconet bei dem Skepticismus und der Entmuthigung, durch die man uns jetzt niederschlagen möchte. Ein Lobgesang sind sie, ein Seherblick in die Zukunft und späteren Zeiten, ein geistiger Triumph, der allein schon reich genug ist, um das Talent schadlos zu halten.

Der Autor declamirt zuweilen, man ist nicht immer beredt; Diderot bleibt sich nicht gleich; wie könnte er, der Apostel, der schmucklose Apostel des Geistes seines Jahrhundertes, dieser nothwendigen Folge der Erhabenheit entgehen!

Wenig Bücher waren zeitgemäser, als die Encyclopädie. Die Männer, die die Welt reformiren wollten, mußten zuförderst einen Abriß der sämmtlichen Wissenschaften aufstellen. Man kann nicht sicher vorwärts schreiten, wenn man nicht weiß, was hinter einem liegt. Die Redaction der Encyclopädie hatte auch noch den Vortheil, daß sie die Philosophen mit einander in Verbindung brachte, und alle Talente für einen Zweck begeisterte.

Diderot faßte zuerst die Idee dieser Unternehmung, leitete und vollendete sie; er hatte einen Freund von ganz entgegengesetztem Character, d'Alembert. Diese beiden Männer wurden durch ihre Vereinigung groß. Bestimmt, elegant, scharfsinnig, geistreich, gewandt, verfaßte d'Alembert die Vorrede, und gewann so fast die ganze Ehre des Erfolgs. Sie gewährt einen herrlichen Ueberblick der gesammten neueren Wissenschaft, gezeichnet mit gewandter, sicherer Hand, beleuchtet und beurtheilt sie die Arbeiten eines Bacon, Leibnitz, Descartes und Newton. Die Gerechtigkeit des Beurtheilers lag am Tage, jedem maß er sein Theil zu, er berichtigte die Rechnung über die Werke des menschlichen Geistes mit der unbeflecktesten Rechtschaffenheit. D'Alembert ermüdete jedoch viel eher, als Diderot; noch war das Werk erst halb vollendet, als er davon abging; Diderot blieb allein, aber fest und eben so hartnäckig, als abentheuerlich, ging er der Jugend und den Schüchternen mit dem Beispiele der Beharrlichkeit voran, die allein die Ereignisse zu Ende führen kann.

Trotz ihrer Fehler, die Voltaire tadelte, d'Alembert und Diderot wohl kannten, hat die Encyclopädie doch die Bestimmung des Jahrhunderts wesentlich gefördert. In einen Band brachte sie alle menschlichen Kenntnisse, die mathematischen Wissenschaften, Physik und Naturgeschichte, die mechanischen

Künste, die schönen Wissenschaften, Theologie, Philosophie und Gesetzkunde. Sie hat das Beispiel gegeben, wie mehre allgemeine Lehren Bacons zur Anwendung gebracht werden können. Sie gab eine Uebersicht der vollbrachten Arbeiten und der Versuche, die die neuen Entdeckungen hervorgerufen hatten.

Sie regte an, verbreitete den Geschmack an den Wissenschaften, zwang die Gelehrten zur Klarheit, lehrte die Vergangenheit und das Nachdenken über die Zukunft.

Der Freund Diderots nahm Theil an der Bewegung im Gebiete der Philosophie, beobachtete aber stets die seinem Character eigenthümliche Bescheidenheit. Seine Elemente der Philosophie entwarf er nach einer Methode, die den großen Friedrich Geschmack an der Metaphysik, der Physik und der Geometrie finden ließ. Seine Reden reihen sich würdig denen Fontenelles an. Noch jetzt kann man seine Uebersetzung des Tacitus und seine Auszüge aus Bacon lesen. D'Alembert hatte tiefe Kenntniß der Sprachen, und nicht ohne Nutzen geht man einmal seine Synoymen und kritischen Fragmente durch.

Der elegante Mathematiker entschädigte sich für seine Zurückhaltung durch seine Correspondenz mit Friedrich und Voltaire, diesen beiden mächtigen Königen. Sein Briefwechsel mit ihnen erhob sein Herz, hier bewegt er sich frei, mit Geist, und beschwört gegen die Feinde der Philosophie die Donner Potsdams und Ferneys.

Zehntes Kapitel.

Die Philosophie vindicirt die Rechte des Menschen und das religiöse Gefühl. Veränderte und revolutionäre Politik. Begründung der Volkssouveränität. Johann Jacob Rousseau.

Alles lebte und lachte in der Literatur und Philosophie, mit Freuden ließ sich ein Feldzug führen. Da trat eines Tages ein fremder trauriger Mann in die Pariser Salons; er theilte nicht die allgemeine Heiterkeit, er hatte ein fremdes Aussehn; seine Unterhaltung, seine ersten Schriftzüge ließen in ihm den verdienstvollen Sonderling erkennen, man kam ihm zuvor, die Koterien wollten ihn gewinnen, er versagte

sich mit misfallender Hartnäckigkeit; er blieb allein, um frei zu bleiben, und abgesondert von der menschlichen Gesellschaft, um sich ihr ganz zu weihen. Schon an einem andern Orte habe ich diesen Geist zu erfassen gesucht, ich möchte aber gern etwas über ihn mittheilen, das von der innigen fast schmerzvollen Bewunderung zeuge, die, je öfter wir ihn lesen, uns immer tiefer durchdringt.

Es ist wahr, es hat vor Rousseau der französischen Prosa nicht an Talenten gefehlt. Bossuet, Theolog, Historiker und Politiker, beherrschte die Sprache wie ein König; aber seine Traurigkeit klingt, als wäre sie erlernt; wie Jeremias klagt er, wie die Propheten beweint er das wandelbare Geschick der Völker, und immer liegt in seinem großartigen Schmerze etwas Ueberliefertes. Der Kummer Pascals hat seinen Grund in der Kirche, er zittert vor der ewigen Verdammniß. Fenelon war freier von den herkömmlichen Ideen geblieben, aber auf dem Grunde seiner Prosa entdecken wir die Bibel, das Christenthum, und die Autoritäten der Kirchenväter. Montesquieu zeigt blos bei der Geschichte Talent, und die Geschichte bewahrt ihn vor Melancholie. Voltaire erzählt, greift an, macht sich lustig, höhnt und weint nur in seinen Trauerspielen. Diderot ergießt sich in Ausrufungen, zersplittert sich in abgebrochenen Sätzen, er bildet einen Kreis einzelner Strahlen, und seine Begeisterung bewahrt ihn vor dem Schmerze. Aber mit Rousseau trete ich, wie Dante Alighieri mit Virgil, in eine neue Welt. Wer ist diese Größe ohne Gleichen, die sich durch sich selbst verkündet? was sind das für Flammenzüge? was ist das für ein Gram; welche Ausbrüche, welche Lichtfunken, welche schwarze Nacht, welch stechender Schmerz, welche Verzweiflung, welche Hoffnung auf ein Jenseits, und wieder welch bitterer Skepticismus, welcher Drang einen Gott zu finden, was für ein Character, der sich mit Freuden zerfleischt, welche Unwissenheit und Verachtung der Geschichte, welche Geringschätzung jeder Autorität, welche Begeisterung für die Freiheit der Welt, welche Logik, was für Widersprüche, was für lachende Bilder, welche tieffühlende Entmuthigung! Rousseau, Rousseau, wer bist du? Nicht ungestraft verkehrt man mit ihm, er heftet sich an uns an, läßt kein Gemüth wieder frei, das er einmal erfaßt hat; er umgarnt, belebt, verschlingt, bezaubert uns; sein Wort stürzt uns in alle Qualen und Freuden, Gluth rollt in unsern Adern, ein kühlender, labender Luftzug umfächelt unsre Stirn.

Der Mann, mit solcher Macht begabt, verzehrt, verbrennt,

mordet sich selbst, er ist das unsterbliche Opfer, das sich auf dem Altare der Menschheit schlachtet. Zum ersten Male fand die Natur in ihm einen begeisterten Sänger unter den Franzosen. Rousseau liebte in seiner Jugend das lange Umherschweifen, wo man seinen Gedanken sich so ganz hingeben kann, Auge und Gemüth entzückte eine anmuthige Landschaft, die einfachste Blume war ihm lieb, ihr Kelch ward ihm eine Offenbarung Gottes. Ein Sonnenaufgang rührte ihn zu Thränen, der Mond, wenn er über den Himmel zog, und das Gewölk gewältigte, beugte melancholisch sein Haupt. Ich sehe ihn, wie er sein Eden auf der St. Petersinsel findet, und sich in einem Nachen wiegend, dem Ufer mit seinen Gedanken folgt, sich entzückt an dem Dufte der Blumen, am Gesange der Vögel, und mit seinen Träumereien die Reize der Natur noch mehr verherrlicht.*) Büffon schrieb zur selben Zeit seine Naturgeschichte der Erde und der Wesen, die sie beleben und schmücken; die Wunder der Schöpfung erhielten durch die Kunst seiner Darstellung neues Leben; die Natur spiegelte sich in den Wortfügungen des Schriftstellers, wie im crystallhellen See. Büffon lehrte seine überbildeten Zeitgenossen den Genuß der Natur, Rousseau trieb sie dazu; ihre Ideen waren vag, ihre Sitten verweichlicht, sie philosophirten in ihren Prunkzimmern, und suchten die Bäume und das Grün im Theater und in der Oper. Natur, du keusche und wilde Nymphe, die Jugend kehrt zu deinen Altären an der Hand eines Dichters zurück; die Söhne entarteter Väter vertauschen ihre täglichen Saturnalien mit deinen reinen ländlichen Freuden. In jeder Familie ist ein Sohn, dem Rousseau seine Gefühle weckte, seine einsamen Freuden schuf; er sucht die Einsamkeit am Ufer eines Baches, oder in der Lichtung eines Waldes, auf einem Hügel, um von neuem seine Worte zu lesen, um von neuem die Erhebung zu fühlen, die seinem Gemüthe schon einmal neue Kräfte gab.

Rousseau verdanken wir den schönen romantischen Sinn unserer ersten Jugend, jene unendlichen Regungen der Natur, jene glühende Erhebung, jene Ergießungen an der Brust eines Freundes; bald aber kommt das Mannesalter, nimmt uns die Freuden der Natur, und giebt uns dafür den Staat, die Geschichte, den Ehrgeiz.

Immer habe ich geglaubt, daß Rousseau, so mächtig auch die Gewalt seiner Prosa ist, uns in ihr doch nur die

---

*) Träumereien. Fünfter Spaziergang.

Halbscheid seines Selbst gezeigt hat; sein Herz barg eine unendliche Tiefe, und die Gefühle, die in seinem Innern wie dumpfer Donner rollten, konnten sich auserhalb nur mit halber Kraft entladen. Aber gab es den keine andere Sprache für den herabgestiegenen Gott? Ja wenn es eine gäbe, die mit ihren Harmonien die Erde zum Himmel erhöbe, die irdische Liebe in himmlischen Glauben verwandelte, das reinste Echo von Götterkängen wäre, zu ihr könnte vielleicht der unglückliche Dichter fliehen? Er wird ruhiger, kann er in eine, wenn auch zerbrochene, Laute greifen; er liebt ja die Musik, diese geheimnißvollste Poesie so sehr.

Die Harmonie, welche den Gedanken hervorruft, entflammt seine Seele, wie Pythagoras und Plato, haucht sie ihm eine allumfassende Begeisterung ein, die in einigen Worten und allen seinen Schriften hervorlodert. Aber was kümmern mich jetzt die hinfälligen, schwachtönigen Gesänge des „Hexenmeister vom Dorfe." Die Nachwelt wird es nicht vergessen, wie sehr er die Musik liebte, wie sie ihn, gleich den Gesetzgebern des Alterthums, begeisterte, wie er nach himmlischer Harmonie strebte, und auf den Flügeln einer göttlichen Kunst der Erde entschwebt. Wie viel unbekannt gebliebene Ideen, wie viel für uns verlorne Regungen mögen das Herz Rousseaus bewegt haben, während er Noten abschrieb, um Brod zu gewinnen!

Göttlicher Schriftsteller, erhabener Abschreiber, wohin mag deine Seele geschweift seyn, während deine Hand auf dem Papier dahin glitt? Hättest du damals die Erde verlassen, und mit dir die tiefsten Geheimnisse deines Genius nehmen können?

War die Natur die Gottheit Rousseaus, waren Sprache und Musik seine Werkzeuge, so war der Mensch sein Studium, er zog die Grundlinien für eine neue Erziehungsweise. Fenelon hatte mit Fleis und Geschick ein Bild idealer Vollendung geschaffen.

Telemach war ein Königssohn, aus Heroenblut entstammt; geschickt angebrachte fremde Ideen, eine geniale Compilation, eine beredte Mischung hergebrachter überkommener Meinungen mit einigem Neuen machten den Roman des Erzbischofs zur Lectüre von König und Volk; die Kühnheit des Schriftstellers der Gegenwart waffnete sich mit dem Ansehen der Lehrer des Alterthums, der Thaten seiner Helden und der Tugenden seiner Gesetzgeber; sie bahnte für Rousseau den Weg; Telemach und Emile haben viel Aehnliches

mit einander, aber zwischen beiden Werken liegt der Unterschied des Fortschrittes. Emil ist kein Königssohn, er ist aus dem Volke hervorgegangen, er ist kein Heros, er ist Mensch. Johann Jacob will das Kind zur Tugend, Einfachheit und Freiheit erziehen; er würde schaudern bei der Idee einen Hofmann oder Academiker aus ihm zu machen, kurz, er will die Ideen und die Kraft des Stoicismus für sein Jahrhundert anregen; es war viel, die Freiheit zu wecken und ihr Halt zu gebieten.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde der Glaube, Katholiken und Evangelischen das geoffenbarte unabänderliche Gesetz, heftig erschüttert. Doch lebte er noch in den Herzen derer, denen der ungläubige Deismus Voltaires und der Pantheismus Diderots nicht genügte; aber nicht ohne Störung, denn jede Stunde durchwühlte ihn der Zweifel und berührte ihn schmerzhaft. In Rousseau personificirte sich das Schwanken zwischen Philosophie und Evangelium; unentschlossen steht er zwischen der Offenbarung und dem Deismus. Zuweilen stürzt er, nach dem heftigsten Kampfe für die Freiheit der Forschung, ermattet vor dem Kreuze nieder; bald belebt sich wieder sein Verstand, lehnt sich auf, und will allein durch sich selbst den Weg zu Gott finden; ein neuer Deismus, ein Deismus voll Gefühl, ansteckend selbst mit seinen Zweifeln und seiner Redlichkeit. Wie kann man einem Freunde widerstehen, der unsere Zweifel, unsere Qualen theilt? Rousseau ist es, der die meisten Gemüther dem überlieferten Glauben abwendig gemacht; er hat bewiesen, daß eine großartige Darstellung Gottes von dem Wortgepränge des Katholicismus nicht unzertrennlich sei. Er erregte und begründete ein religiöses Gefühl in den Gemüthern mit einer Kraft der Beredtsamkeit, über deren Jugendfrische Bossuet erschrocken wäre.

Aber hier ist etwas noch Seltsameres. Einzig in seinem Jahrhundert, begreift Rousseau die Souveränität des Volkes, wie er die Natur des Menschen und die Größe Gottes begriff. Er geht vom Menschen, von der Freiheit der Stoa des Individuum aus, und endet bei der Freiheit im Staate. Nicht die Geschichte, sondern die philosophische Seite der Dinge bietet ihm die Norm. Für ihn ist der Staat auf die Uebereinkunft Aller basirt, nach diesem Vertrage bestimmt sich die oberste Gewalt, und von der obersten Gewalt wird die Regierung geleitet.

Jetzt betrat der menschliche Geist mit seinem Rechte und unter seinem Namen die politische Bühne. Der Wille der ge-

sammten Menschheit und der Völker erhob sich über die Häupter der Könige, in französischer Gesittung steht er geschrieben, aber bald durchdrang er die ganze Gesittung Europas, und übt seitdem eine unwandelbare Macht. Wir müssen jetzt das Problem des Gesellschaftverbandes nach allen Seiten hin beleuchten, und nichts anderes können wir thun, als der Stimme des allgemeinen Willens folgen, ihn erweitern und Gott zuführen. Den menschlichen Willen durch den Glauben an ein allgemeines göttliches Gesetz zu läutern, das ist die Aufgabe unseres Zeitalters. Die Freiheit ist nicht blos ein Act des Begehrungsvermögens, sie ist ein Begriff des Verstandes.

Was für ein Werk ist dieser Gesellschaftsvertrag. Ohne Sorge für die Gegenwart, mit Verachtung der Vergangenheit, ohne ein deutliches Bewußtseyn der Zukunft reiht der Gesetzgeber des Volkes seine logischen Schlüsse, seine fruchtbaren Gedanken zu einer Kette, schöpft alles aus seiner eigenen Denkkraft, und stellt seine Gedanken den Autoritäten und dem Herkommen gerade entgegen. Das konnte weder Grotius, noch Montesquieu, noch Chatam.

Rousseau also begeisterte sein Jahrhundert für die Schönheiten der Natur und ihrer Schöpfungen, und eröffnete neue Quellen kräftiger, heiliger Erhebung. Er forderte die Rechte der gesammten Menschheit, wie die Freiheit jedes Einzelnen. Er hat die Erkenntniß Gottes wieder hergestellt, die Liebe zu ihm wieder entflammt, mitten aus den Trümmern und dem Schutte des Symbols hat er das Gefühl für Religion geweckt und die Zukunft vorbereitet.

Er hat eine neue, revolutionäre Politik geschaffen, er brachte die Lehre von der Volkssouveränität auf, und machte die Revolution unvermeidlich.

Zeugt dieß von Kraft? wenn ihr noch daran zweifelt, so hört das Geschrei und die wüthenden Angriffe der Diener der Kirche und des Veralteten. Sie nannten ihn einen Sophisten, und der Sophist hat die Welt umgestürzt; sie nannten ihn einen Rhetor, und der Rhetor hat alle Gemüther entflammt. Andere haben offen Verachtung und Unwillen gegen Rousseau gezeigt; gestanden sie ihm einiges Feuer zu, so leugneten sie ihm doch philosophischen und politischen Geist ab, aber noch sollen die Werke erscheinen, die den Emil und Gesellschaftsvertrag übertreffen oder widerlegen. Ich habe vergessen, daß sich Genf lange besann, ob es dem Uhrmacherssohne eine Bildsäule errichten solle. Nichts hat Rousseau

gefehlt, weder die Wuth der Kirche, noch das verächtliche Lächeln einiger Halbdenker, noch die Undankbarkeit seines Vaterlandes. Das ist das Loos der Unsterblichkeit, man zerfleischt das Andenken, schmälert den Ruhm, verfolgt den Mann und läßt ihn sinken. Er verschwindet, aber geht nicht unter, er taucht wieder auf, schwimmt, eine rauschende rettende Welle wirft ihn gen Himmel, der sich ihm öffnet und ihn aufnimmt.

Eilftes Kapitel.

Der Abbé Mably. Der Abbé Condillac. Duclos. Vauvenargues.

In zwei Richtungen theilte sich der Geist des Jahrhunderts; in das Studium der Vergangenheit und die Vorbereitung der Zukunft; Montesquieu und Rousseau. Zwischen diesen beiden großen Meistern schwankte ein Mann, und arbeitete sich im Streben nach Genialität ab, mehre heftige Versuche machte er, und fiel dann unrettbar der Mittelmäßigkeit anheim.

Das ist der Abbé von Mably. So lange er bei seinen historischen Studien blieb, leistete er Tüchtiges und Verständiges; denn seine „Bemerkungen über die Geschichte Frankreichs" liefern noch jetzt herrliche Beobachtungen, sein „europäisches auf Verträge gegründetes Völkerrecht" enthält eine gesunde Anschauung der Geschichte, und insofern zeigte sich Mably als glücklicher Schüler Montesquieus.

Aber es fuhr ihm der Ehrgeiz in den Kopf, und nun wollte er der Nebenbuhler Rousseaus werden, da fiel er durch. Das Problem Rousseaus war der auf Vertrag beruhende Staat; die Freiheit eines jeden einzelnen Individuum sollte, zusammengenommen, die des gesammten Staates bilden, doch sollte die individuelle Freiheit wiederum dem Willen der Gesammtheit untergeordnet seyn. Das war eine demokratische Neuerung, eine neue Politik, die Mably nicht faßte. Der Abbé ließ den Gesellschaftsvertrag zu, verstand ihn aber nicht; denn weit entfernt in ihm den Rechtstitel für die Volkssouveränität und die Begründung der neuen Freiheit zu finden, verlangt er von den Königen die nothwendigen Reformen; zugleich hat er für Sparta einen narrenhaften Enthusiasmus, und will Alles nach seiner schwarzen Suppe zurichten.

Nur in kleinen Staaten hält er die Freiheit für möglich; so stellt er Schweden über England, beurtheilt Amerika falsch, declamirt gegen Luxus und Industrie, und erblickt in dem Handel die Pest der Staaten.

In seinen Gesprächen Phocions will er Tiefe der Gedanken mit Erhabenheit des Ausdrucks verbinden, aber da muß man Jean Jaques hören: „In den Gesprächen Phocions habe ich nichts als eine unverhüllte schamlose Compilation aus meinen Schriften gefunden. Bei der Lectüre dieses Buches sah ich, daß sein Verfasser gegen mich Parthei ergriffen hat, und ich glaube, er ist mein grausamster Feind. Ich glaube, er vergiebt mir „den Gesellschaftsvertrag," der ihm zu hoch gegeben ist, eben so wenig, als meinen „ewigen Frieden," auch scheint er meine Auszüge aus dem Abbé St. Pierre nur deshalb gewünscht zu haben, um zu sehen, wie mir die Arbeit verunglücke." *) Der Phocion ist eine der langweiligsten Lectüren, zu denen man verdammt werden kann; hier leiden selbst die Autoritäten der Alten, mit denen sich der Verfasser waffnet, durch die weitschweifigen und irrthümlichen Declamationen.

Nie war einem Schriftsteller Genialität in der Form mehr versagt, als diesem Mably; seine Wortfügung ist schwer und schleppend, sein Ausdruck unfruchtbar und bleiern.

Nie bricht ein flackernder Strahl hervor und durchleuchtet die monotone Finsterniß seines Periodenbaues; kein Bild, kein Schwung, nicht einen Augenblick gewinnt man die Aussicht ins Freie, man ist, so zu sagen, in eine Höhle eingeschlossen und vergraben, deren Finsterniß um so fühlbarer wird, als noch ein zitternder, röthlicher Schein bemerkbar bleibt.

Man begreift nicht, wie Mably, der von aller Gabe der Zusammenstellung und Schrift so verlassen ist, über Männer, wie Gibbon, Robertson und Voltaire hat aburtheilen können. Seine beiden Werke über „das Studium der Geschichte" und „die Art Geschichte zu schreiben," sind nur oberflächliche und unbestimmte Urtheile über Menschen und Ereignisse.

Der Geist der Härte und Unbilligkeit, den Mably in die Philosophie brachte, äuserte einen traurigen Einfluß. Er verbreitete irrige Vorstellungen von der alten Welt, und den Wunsch, diese Trugbilder nachzuahmen. Wenn wir später

*) Bekenntnisse II. 12.

im Convent Männer finden, die ein neues Sparta gründen wollen, die die Freiheit für unverträglich mit dem Wohlstande, dem Luxus und dem Handel halten, so sind das die Früchte der Lehren Mablys und nicht Rousseaus. Mably hat Zeit und Nationalität verwechselt, und viele Köpfe verwirrt; noch einmal, seine historischen Forschungen sind nicht unfruchtbar, aber selbst die Theorie zeigt, daß er Europa nichtkannte, und nach Rousseau war er mehr als überflüssig, er war gefährlich.

Einen Collegen hatte er an dem Abbé Condillac, aber dieser war mehr, und äuserte auf sein und noch auf unser Jahrhundert einen höchst bedeutenden Einfluß. Bis auf ihn hatte die Metaphysik nichts Festgestelltes, nichts ins Einzelne Dringendes, keinen Lehrsatz; weder der Deismus Voltaires und Rousseaus, noch der Pantheismus Diderots, waren in die Form eines Lehrgebäudes eingekleidet; Condillac lehrte, um es ordentlich zu sagen, die Philosophie.

Der Abbé Condillac trat nach Locke auf, er folgte ihm, ohne seinen Ruhm in den Schatten stellen zu wollen, und während er in seine Fußtapfen trat, schuf er Neues. Locke war überhaupt geistvoller Beobachter, Condillac war vor allen ein metaphysischer Geist. Der Britte hatte eine Anzahl von Fällen beobachtet, und sie mit Klarheit, aber ohne Zusammenhang aufgestellt; er war mehr scharfsinniger, als logischer Denker. Condillac erntete die von Locke gesammelten Beobachtungen, ordnete sie fester als sein Vorgänger in ein System, und wollte, wie alle Metaphysiker, Einheit; er forschte nach einer Theorie des menschlichen Geistes, dieß führte ihn auf die Erklärung des Gedankens, durch eine übertragene Wahrnehmung der äusern Sinne. Nicht mehr als Diderot verläßt Condillac den Idealismus, die Grundbedingung aller Philosophie, und nicht unpassend könnte man sein System den sinnlichen Idealismus nennen. Hier folge der Eingang zu seiner „Abhandlung über den Ursprung der menschlichen Wissenschaften": Erheben wir uns bei der Behandlung metaphysischer Gegenstände, um metaphysisch zu sprechen, bis an den Himmel, oder steigen wir in die unterste Tiefe, wir gehen nie aus uns selbst heraus, und nur den Gegenstand unsers Denkens nehmen wir wahr. Welches auch unsere Kenntnisse seyn mögen, immer war ihr ursprünglicher Anfang ein einfacher Gedanke, diesem folgte ein zweiter, diesem ein dritter und so fort. So muß die Ideenfolge entwickelt werden, wenn wir die Vorstellungen, die wir von den Dingen haben, kennen ler-

len wollen. Wir werden uns unsres Gedankens bewußt, wir unterscheiden ihn deutlich von Allem, was nicht er ist. Die Eindrücke und Thätigkeit der Seele sind die Stoffe für alle unsere Kenntnisse, Stoffe, deren verschiedene Beziehungen zu einander das Denkvermögen aus ihrer Zusammenstellung zu erkennen sucht, und sie so zu einem Ganzen verbaut. Aber aller Erfolg hängt von den ihm vorhergehenden Umständen ab; es giebt keinen Gedanken, der nicht erst erworben worden wäre; die ersten kommen unmittelbar aus sinnlicher Wahrnehmung, die andern verdanken wir unseren Versuchen, und diese vervielfältigen sich je nach der Stärke unsers Denkvermögens."

Bossuet kann über Freiheit und freien Willen nicht bestimmter sprechen, als Condillac, der alle idealen und moralischen Bestandtheile unserer Natur beleuchtet.

Die „Abhandlung über die sinnlichen Wahrnehmungen" und „Kants Kritik der reinen Vernunft," sind die besten Werke des achtzehnten Jahrhunderts über Metaphysik. Der deutsche Philosoph, eben so natürlich als tiefforschend, kritisirt die Vernunft, stellt ihr Verhältniß zu Zeit und Raum fest, und glaubt ihre Grenzen, von denen sie sich nicht befreien kann, zu sehen. Mit gleicher Ueberzeugung und eben so großem Scharfsinne, als der Königsberger Professor, analysirte einige Jahre vorher Condillac das Gefühl. Deutschland entwickelte sich unter dem Einflusse Kants, in Frankreich ging Alles von Condillac aus: seine Zeitgenossen Karl Bonnet und Helvetius; Cabanis, Bichat, de Tracy, Volney, Garat, Laromiguiere, Broussais, Magendie, alle diese berühmten Namen sind von dem Grenobler Metaphysiker abhängig.

Schätzt man die Menschen nach ihrem Nutzen, so war Condillac groß. Lehrreich und systematisch erklärte er die wesentlichsten Theile der allgemeinen Grammatik; er schrieb die Geschichte ohne Beredtsamkeit, aber mit gesundem Urtheile; und sein „Studiencursus" nützte seinen Zeitgenossen mehr als dem Prinzen von Parma. Metophysik, Geschichte, Logik waren die Gegenstände seines Unterrichts.

Ist die Bahn mit kräftigen Strichen vorgezeichnet, dann finden die verschiedensten und ungleichartigsten Geister ihren Platz auf ihr. Der Zaghafte geht hinter dem Ungestümen her, die Eleganz zeigt sich unter dem Schutze der Kraft, die Gemäßigten, die Freunde der Wahrheit, und noch mehr, ihrer eignen Wohlfahrt, wahren die Sache, der sie nur halb

ergeben sind; mit ihnen drängen sich die Neuerungen ein, und die Kühnheit macht sich geltend. Duclos kann reden was er will, sagte Ludwig XV.; er fürchtete sich nicht vor dem geistreichen und bescheidenen Academiker, und Duclos konnte immerwährender Secretär der Academie und Philosoph zugleich seyn. Ich glaube, Duclos hat nächst Voltaire, die neuen Lehren des Jahrhunderts in den Salons am meisten verbreitet; nicht Kraft, aber geniale Leichtigkeit zeichnet seinen historischen Styl aus; mit Anmuth schildert er die Sitten seiner Zeit; er kannte die Sprache vollkommen, seine Worte entzückten seine Zeitgenossen, und d'Alembert sagte: es wäre der geistreichste Franzose seiner Zeit.

Willkührlich und regellos ist das Walten des Todes, und schadenfroh nimmt er die besten Köpfe vor der Zeit hinweg, während er die gehaltlosesten, oder schlechtesten Subjecte schont. Vauvenargues starb, von Voltaire beweint, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. „Durch welches Wunder," ruft der beredte Dichter, „hattest du in deinem fünf und zwanzigsten Jahre die wahre Philosophie und Beredtsamkeit ohne eine andere Beihülfe, als die einiger guter Bücher, dir zu eigen gemacht? wie konntest du in diesem kleinlichen Jahrhundert einen so hohen Flug nehmen? und wie konnte die schüchterne, kindliche Einfalt so eine Tiefe und Kraft des Geistes bergen? Lange werde ich schmerzlich den Werth deiner Freundschaft fühlen, nur kurze Zeit war mir ihr Genuß vergönnt; und es war nicht jene vergängliche, die aus eiteln Vergnügen hervorgeht, mit ihnen verfliegt, und uns immer nur Schmerz und Verdruß zurück läßt; nein, es war jene feste, muthige Freundschaft, die seltenste der Tugenden. Dein Verlust war es, der mich auf die Idee brachte, der Asche von so vielen Vertheidigern des Staates, und somit auch dir, ein ehrendes Denkmal zu weihen. Mein Herz, noch voll von dir, findet darin einigen Trost, und es kümmert mich nicht, welches Schicksal oder welchen Empfang diese Worte bei dem übelwollenden Menschengeschlechte haben werden; denn in der Regel schont es zwar die Todten, aber kann es dabei einen Vorwand finden, die Lebenden zu zerfleischen; so beschimpft es selbst die geheiligte Asche."

Vauvenargues hatte ein glühendes Gefühl und einen weitumfassenden Geist; Gott und die Menschheit waren die Leidenschaften dieses jungen Mannes. In den wenigen Tagen, die ihm hier vergönnt waren, hatte er einen hohen Flug genommen, er verließ die Religion seiner Väter und erhob

sich zu neuen Ideen. „Keine irrigere Philosophie kann es geben," schrieb er, „als die, welche den Menschen unter dem Vorwande, sie von den Leidenschaften zu befreien, Ruhe anräth; möglich, daß wir den Leidenschaften die höchsten Güter verdanken."

Vauvenargues will nicht Christ seyn, er ist eine neue Erscheinung, er bedarf des Evangeliums nicht, um Gott mit Inbrunst zu verehren, nicht des Christenthums, um zur Erkenntniß des Menschen zu gelangen. Dieses schüchterne Kind, wie ihn Voltaire nennt, ist unglaublich kühn im Auffassen, und früh reif im Urtheil. *) Hätte er länger gelebt, er würde vielleicht eine Größe erreicht haben, die Niemand übertraf.

Dieselbe tiefe Wehmuth, die unser Haupt auf den Gräbern eines Barnave und Andreas Chenier beugt, muß uns durchdringen, wenn wir sehen, wie die Flucht unseres jungen Kriegers und Philosophen aus Prag, bei hartem Froste, den Keim zu seinem Tode legte. Es ist, als hätten diese jungen Adler der Philosophie, der Poesie und der Tribune nur als Vorzeichen der Befreiung des Menschengeschlechtes dienen sollen.

Zwölftes Kapitel.

Terrasson. Marmontel. Der Baron von Holbach. Helvetius. St. Lambert.

Auch die Beleuchtung untergeordneterer Schriftsteller bietet einen nicht ganz zu verachtenden Vortheil dar; denn während geniale Männer, selbst wenn sie mit den Ideen ihres Zeitalters übereinstimmen, diesem vorauseilen, und gerade dadurch ihre Ueberlegenheit zeigen, während große Geister sich der Gegenwart zwar bewußt sind, dabei aber auch Vergangenheit und Zukunft durchschaut haben, bleiben Geister zweiten Ranges, immer nur der Typus ihrer Zeit.

So giebt uns Marmontel in seinem „Belisar" den Geist seines Jahrhunderts, ohne ihn mit eigenen Mitteln ausgebil-

*) Man vergleiche seine introduction à la connaissance de l'esprit humain.

det und erhoben zu haben. Aber zuvor noch ein Paar Worte über „Sethos.“

Unter den Nachahmern Fenelons verdient Terrasson mit Auszeichnung genannt zu werden. „Sethos, dessen Thaten und Leben aus geschichtlichen Ueberlieferungen des alten Aegyptens geschöpft und aus dem Griechischen übersetzt,“ ist eine doppelte Nachahmung des Telemach und der Cyropädie. Ein junger Fürst, dessen Mutter vor ihm die Regierung geführt, und nach ihrem Tode in der Unterwelt Rechenschaft ablegen muß, wird in der Schule der Priester erzogen, den Prüfungen des Noviziates unterworfen, und so zum künftigen Regenten herangebildet. Terrassons Werk enthält merkwürdige Excurse über Phönicien und Karthago; Alles was der Uebersetzer des Diodorus Siculus von den Griechen über Aegypten erfahren hatte, legte er in seinen Romanen nieder. Mit Vergnügen las man im vorigen Jahrhunderte das Gericht über Sethos Mutter in der Unterwelt, und unter den Lobsprüchen, die der Oberpriester des Memphis der Königin ertheilt, finden wir folgende Worte: „Ueber ihre Lippen kam nie ein Geheimniß, nie eine Lüge, und sie glaubte, daß die zum Regieren nothwendige Verstellung nur im Stillschweigen bestehen dürfe.“

Tief ist die Mythe des Orpheus aufgefaßt, und die Erzählung von dem Verluste der Euridice, und den Prüfungen ihres Geliebten in Aegypten, hat schon etwas von der symbolischen Deutung, die uns Ballanche in der neuesten Zeit mit so ergreifender Zartheit gegeben hat. Auch den Königen giebt Sethos seine Lehren, schwankt aber immer zwischen Unterwürfigkeit und Abhängigkeit, wie zwischen Wahrheit und Dichtung.

Die Zeit war für solche Zwitterproducte günstig. Belisar, der wie ein Roman beginnt und wie eine Predigt endet, brachte alle Meinungen des Jahrhunderts wieder vor, und wurde trotz seiner Langweiligkeit populär. Marmontel lehnte sich gegen den Wust alter Gesetze auf, und forderte ein einfaches Gesetzbuch, er beklagte sich über die Einführung der Steuern; von den Königen forderte er das Glück der Völker, und sprach die Worte: „Kein Vernünftiger, so hoch er auch steht, kann, wenn er sich mit dem Volke, das ihn ernährt, vertheidigt, beschützt, sich verhehlen, daß er unter ihm stehe, denn er fühlt seine Schwäche, seine Abhängigkeit, seine Armuth.“

In Betreff der Religion sagt er: „Die Offenbarung ist

weiter nichts als die Vervollständigung unseres Bewußtseyns, und eine Stimme nur tönt von den Höhen des Himmels und aus der Tiefe der Seele." Die Serbonne erklärte diese Idee für gottlos, verurtheilte das Werk und vergrößerte so den Ruf Marmontels.

Wer den Ideen lebt, entsage der Trägheit und der Unbeständigkeit, sie wollen Ausdauer und verschmähen eine eitle Galanterie. Willst du Schriftsteller seyn, sei es ganz, vom Kopf bis zum Fuß, und tauche deine Finger in Tinte. Wie liebenswürdig sind die Schmetterlinge in der Literatur, die ohne Mühe und im Fluge nur Ruhm und Wissenschaft, um sich einmal zu zerstreuen, oder für eine kurze Zeit zu beschäftigen, einsaugen wollen. Sie studiren nur um ihre Muße auszufüllen, und ergreifen sie die Feder, so geschieht es blos um der Wissenschaft eine Huldigung zu bringen. Diese liebenswürdigen Närrchen sind das Verderben der Studien und der Philosophie. Sie beschmutzen die Werke großer Meister, entstellen die Ideen, verfälschen, verderben sie, und schwatzen in die Kreuz und Quer; wäre ein Schiffbruch des menschlichen Geistes möglich, sie ließen das Schifflein noch im Hafen untergehen. Das Haus des Baron von Holbach stand den Philosophen offen, er war ihr Mäcen, wollte aber auch ihr Genosse werden, ein Buch schreiben und ihnen angehören; Helvetius beseelte derselbe Ehrgeiz, und alle beide geriethen auf Abwege. Immer, meine Herren, nehmen sie die Philosophen in ihrem Hause und an ihrem Tische auf, aber schreiben sie nicht, das geht über ihre Kräfte. Wenn man einige durch Diderot erwärmte Stellen ausnimmt, und was sollte Diderot mit der Prosa Holbachs anfangen, so ist dessen „System der Natur" oder „der Gesetze der physischen und moralischen Welt" durch und durch falsch und schlecht. Hobbes verstand er gar nicht, er begriff weder die Leidenschaftlichkeit der Rache und des reactiven Strebens, das diesen Britten gegen den menschlichen Geist und die Freiheit auftreten ließ, noch die Kunst und den Scharfsinn in seinen logischen Schlüssen; er griff einige seiner augenfälligsten Folgerungen auf, und braute aus ihnen seinen Atheismus zusammen.

Die Zeit dafür nahm er wohl wahr; er trat zu einer Zeit als Gottesläugner auf, wo der menschliche Geist in jedem Sinne Gott suchte, und die großen Männer des Jahrhunderts alle auf ihrem besonderen Wege dem Throne des Ewigen zuwankten. Aber heben wir einige der Uebertreibun-

gen Holbachs heraus: „Sollte man fragen, ob ein Volk wohl dahin zu bringen wäre, daß es seine religiösen Begriffe und seine Vorstellungen von der Gottheit vergessen könne, so antworte ich, das ist unmöglich, auch darf dieß nicht der Zweck unseres Strebens seyn. Der Glaube an einen Gott, ist von der zartesten Kindheit an eingeprägt worden, und läßt sich aus den Gemüthern des größten Theiles der Menschen nicht so leicht vertilgen. Es würde eben so schwer halten, ihn Leuten, die bis zu einem gewissen Alter noch nichts davon gehört haben, beizubringen, als ihn bei solchen, die von zartester Kindheit damit ernährt wurden, auszurotten. Eben so wenig kann die Gesammtheit einer Nation von crassem Aberglauben, das ist Unwissenheit und Unverstand, zum absoluten Atheismus übergehen; denn dazu gehört Ueberlegung, Studium, Wissenschaft, eine Reihe von Erfahrungen, Beobachtung der Natur, Erkenntniß der wahren Ursachen der verschiedenen Erscheinungen, ihres Zusammenhanges, ihrer Gesetze, der Wesen, aus denen sie besteht, und ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Atheismus, wie die Philosophie und alle ernsteren und abstracten Wissenschaften, sind nicht für den großen Haufen, selbst nicht für die Mehrzahl der Menschheit." *) Welcher Wust von ungeheueren Albernheiten! Der Atheismus soll eine tiefe, abstracte Wissenschaft seyn, und so tief, daß er dem größten Theile des Menschengeschlechts unzugänglich bleibt!

Machen wir dieß Buch für immer zu, es ist irrig und langweilig über die Maße, es ist verhängnißvoll geworden; beinahe hätte es mit seinen Verirrungen die Unabhängigkeit des menschlichen Geistes gefährdet, und fast möchte ich es die rothe Kappe der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nennen.

Die unerschrockene Kühnheit unserer beiden Dilletanten ist bewundernswerth; der Baron beschäftigt sich mit der Natur, der Herr Generalpächter macht sich über den menschlichen Geist her. Condillac hatte mit Bescheidenheit die Lösung mehrer schweren Aufgaben versucht; Helvetius durchhaut alle Schwierigkeiten, und schließt von Sinnlichkeit auf Egoismus.

Sein Werk über „den Geist" misfällt weniger, als das „System der Natur," es ist in mehre leichte Gespräche abgetheilt, in die pikante Anecdoten und treffende Witze eingeflochten sind. Es wurde mehr als Holbachs Werk verbreitet,

---

*) Système de la nature t. II. c. 11.

und das Evangelium eines Epicuräismus, dem fürchterliche Kämpfe bevorstanden, und jetzt, nachdem Turgot und Benjamin Constant aufgetreten sind, nachdem zwei Revolutionen Frankreich zu seiner alten Energie zurückgeführt haben, wäre die Widerlegung Helvetius eine höchst überflüssige Arbeit.

Aber wer hat zuerst das Urtheil über Holbach gesprochen, — Voltaire; wer hat zuerst Helvetius widerlegt, — Rousseau.

Die unbesonnenen Schüler entgingen der Ruthe ihrer Lehrer nicht. Voltaire, der den Deismus ausbreiten wollte, sah mit Schmerz und Zorn seine Plane von den Alberheiten eines unsinnigen Atheismus durchkreuzt; im Namen der Phiosophie verleugnete er den schlechten Schriftsteller. Helvetius erschien vor dem Richterstuhle Rousseaus. Man muß sich Rousseau vorstellen, wie er das Werk „über den Geist" gerade liest. Der Zorn steigt in ihm auf, er will es bekämpfen, aber er hat keine Zeit dazu, und nur ein Exemplar mit einigen Noten haben wir, aber diese reichen hin, um den Generalpächter niederzuschmettern. Rousseau floh Gesellschaften, um nicht von der Last ihrer Erbärmlichkeiten betäubt zu werden, und diese Erbärmlichkeiten fand er bei Helvetius, der oft nur schrieb, was er gehört hatte. Ein gerechtes Schicksal wollte es, daß diese strafbaren Verirrungen der Ideen an den beiden Männern, die sich in die Herrschaft über ihr Jahrhundert theilten, ihre Widersacher finden sollten; denn wer konnte besser als Voltaire den Atheismus, wer besser als Rousseau den Egoismus bekämpfen?

Der Marquis von St. Lambert, ein gebildeter Geist und Verfasser eines hübschen Gedichtes, St. Lambert, der den Philosophen ihre Ideen, und Voltairen seine Geliebte raubte, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens einen „Universalkatechismus," wo er bei seinem oberflächlichen Atheismus geistvolle Blicke in die Natur des Mannes und Weibes wirft, und sie mit Scharfsinn zergliedert. Er steht zwischen Holbach und Helvetius, er hat ihre Meinungen und ihre Irrthümer, aber seine Bemerkungen sind richtiger und oft wichtig für die Erklärung einzelner Thatsachen.

Ueberhaupt war es in den Salons des Adels, daß der Atheismus seine Anhänger fand, dort lachte man über Rousseau, und hörte Holbach und St. Lambert. Das Volk huldigt nie dem Atheismus, Gott ist ihm Bedürfniß, es sucht ihn, und faßt mit Freuden Alles auf, was Licht über ihn verbreiten kann. Der Atheismus ist undenkbar im Gesell-

schaftsverbande; er ist eine durch Laune oder Verzweiflung hervorgebrachte Verirrung, die den menschlichen Geist wohl berühren, aber sich nicht dauernd in ihm erhalten kann.

Dreizehntes Kapitel.

Freret. Boulanger. Dupuis. Der Abbé Raynal.

Während Montesquieu sich sein unsterbliches Denkmal errichtete, sammelte ein geistvoller Gelehrter der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Freret, *) Materialien zur Geschichte, und schrieb einige Fragmente. In seinem sechzehnten Jahre schon kannte Freret das ganze alte Griechenland und Rom, die Chronologie hatte sich ihm tief eingeprägt, und geordnet und klar stand das Bild der Geschichte vor ihm. Wir verdanken Freret die bewundernswürdigsten Untersuchungen über die Völker des alten Asiens, über den Ursprung der Franzosen und ihrer Niederlassung in Gallien; Bemerkungen über die Chronologie Newtons, wo die ernstesten geschichtlichen Probleme niedergelegt sind; Erläuterungen über die alte Geographie; kostbare Abhandlungen über den Stand der Wissenschaft und Künste in den ältesten Zeiten, und mehre andere Arbeiten über Mythologie und Theologie des Alterthums. Freret war in seinem Jahrhunderte der Heros der Kritik; und vielleicht sind Freret, Cujas und Scaliger die Männer, die Frankreich in der Gelehrtengeschichte Europas nicht gänzlich von Deutschland verdunkeln lassen.

Ich weiß nicht, warum man „die kritische Beleuchtung der Apologeten des Christenthums" und „den Brief Thrasybuls an Leucipp" nicht ihm zuschreiben will. Diese beiden erst nach Frerets Tode herausgekommenen Werke haben den Gesichtspunkt, von dem er bei seinen Arbeiten ausging, enthüllt. In seinen Augen hatte das Christenthum nichts Ueberirrdisches, sondern war eine blose Umbildung religiöser Institute und Lehren einer ihm vorhergegangenen Zeit. Der wissenschaftlich gebildete Verstand Frerets diente der natürlichen Keckheit des Jahrhunderts zum Anhalt.

Aber wer ist denn der blasse, niedergeschlagene, kränkliche

*) Geboren 1688, gestorben 1749.

junge Mann, dessen Melancholie in der Geschichte und der Vergangenheit Trost sucht; der Zweifler, den das Bedürfniß des Positiven und des Glaubens verzehrt, den die laute Freude, die ihn rings umlärmt, stört? Bei seinem Anblicke kam mir unwillkührlich die Schilderung, die uns der unglückliche Shelley von seinem Freunde Byron entwirft, ins Gedächtniß: „Unter den anderen weniger bekannten Freunden lebte ein schwächliches Wesen, ein Schatten unter den Schatten, einsam wie das letzte Gewölk eines entladenen Gewitters, dessen verhallende Donner sein Ende verkünden. Er hatte die Natur, keusch wie Actäon Diana, geliebt, und jetzt floh er schwankenden Schrittes mitten durch die öde Welt, gehetzt wie eine Jagdbeute von seinen eignen Ideen. Veilchen und verwelkte Dreifaltigkeitsblümchen umkränzten sein Haupt, in der Hand hielt er einen Cypressenzweig, um den sich Epheu, noch benetzt vom Thau des Waldes, rankte. Dieß Zeichen ewigen Schmerzes zitterte von den Schlägen seines Herzens in der schwachen Hand. Immer kam er zuletzt, allein, wie der Hirsch, den seine Waldgenossen verlassen, sobald ihn der Pfeil des Jägers getroffen hat.“ Boulanger, dessen erste Erziehung sehr vernachlässigt worden war, stieß bei der Lectüre der Griechen und Römer auf Hindernisse und Hemmungen, die er durchaus bekämpfen wollte.

Wie Vico wollte er ohne fremde Beihülfe das, was ihm fehlte, erlernen; er studirte das Hebräische, und suchte, wie Vico, die Vergangenheit zu erklären. Während seines kurzen Lebens (er ward 1722 geboren und starb 1759) betrachtete er die Welt mit einem Blicke voll unaussprechlicher Trauer, er sah, wie die Geschichte des menschlichen Geschlechts mit einer Katastrophe, die alles in ihr erklärt, beginnt; die Sündfluth hatte die ursprünglichen Anfänge der Staaten zertrümmert, auf die späteren hatte sie einen unauslöschlichen nachtheiligen Einfluß geäusert, und Boulanger nahm keinen Anstand, das „durch seine Gebräuche enthüllte Alterthum“ mit folgenden Worten zu beginnen: „Für mich steht es in der Natur geschrieben, daß der Mensch von seinem Unglücke lebhaft ergriffen und tief durchdrungen war; ich habe gesehen, daß er bis zum Uebermas traurig, tiefsinnig und religiös ward; ich habe gesehen, wie ihm diese unglückliche Erde zum Ekel wurde; auch das fand ich in dem Buche der Natur, daß alle die ersten Schritte des Menschen von den verschiedenen Empfindungen seiner Seele geleitet wurden, und daß Alles, was sich im Laufe der späteren Jahrhunderte in der moralischen, reli-

giösen und politischen Welt ereignete, immer nur Folge jener ersten Schritte gewesen ist. Endlich habe ich erkannt, daß jene ursprüngliche Stellung des Menschengeschlechts, wo sich der Gesellschaftsverband erneute, die richtige Pforte zur Geschichte und der Schlüssel zu alle den Räthseln ist, die Herkommen und Ueberlieferungen uns erhalten haben.

Mit der Sündfluth also müssen wir die Geschichte der Staaten und Nationen der Gegenwart beginnen. Gab es irrige und schädliche Religionen, so liegt in der Sündfluth der Grund dazu; gab es Lehren, die dem Staatsverbande schädlich waren, so waren sie eine von den vielen Folgen der Sündfluth; gab es fehlerhafte Gesetzgebungen und unendlich viel schlechte Regierungen, so kann man nur die Sündfluth deshalb anklagen; wenn eine Menge bizarrer Gebräuche, Feierlichkeiten, Gewohnheiten und Vorurtheile sich in die menschliche Gesellschaft eingeschlichen und über die Erde verbreitet haben, so muß man das der Sündfluth zuschreiben; mit einem Worte, in der Sündfluth liegt der Grund zu alle dem, was Jahrhunderte hindurch die Schmach und das Unglück der Nationen gewesen ist: hinc prima mali labes. Die Furcht, die sich des menschlichen Herzens bemächtigte, verhinderte die Entdeckung und Anwendung der zur Wiederherstellung der zerrütteten Staaten erforderlichen Mittel. Die Zeit hat den Schaden in der physischen Welt wieder hergestellt, aber in der moralischen Welt konnte sie die Spuren dieses fürchterlichen Ereignisses noch nicht vertilgen. Unsere Väter haben uns vor einem mehr als tausendjährigen Ereigniß zittern gelehrt, und unsere politischen wie religiösen Institute zeugen noch von dem Eindrucke, den der Schrecken damals auf das Menschengeschlecht übte."

Mit diesen trostlosen Ansichten war eine lebendige Auffassung des Cultus der Alten, ihrer Mysterien und Sybillinischen Bücher, eine tiefe Bewunderung für Montesquieu, und eine deutliche, aber immer mit unüberwindlicher Melancholie durchdrungene, Ahnung des steten Fortschreitens der Menschheit verbunden. Das goldene Zeitalter, Theokratie, Andrarchie oder Königthum, Despotismus, — der Verfall des Königthums, — und Nomarchie, das sind die verschiedenen Perioden, die das Menschengeschlecht durchwandern mußte. Boulanger will durch die Geschichte lehren, wie man die Zukunft schaffen müsse. „Große Verdienste erwirbt man sich um die gegenwärtigen und zukünftigen Gesetzgebungen, wenn man ihnen eine Schilderung aller Gebrechen der vergangenen vor-

hält, und den Menschen durch die Darstellung seiner Irrthümer zu belehren und zu bessern sucht. Jede Einrichtung, deren Zweck man nicht mehr erkennt, ist gefährlich, und muß aufgehoben werden; jede Einrichtung, die in ihrem Ursprunge nützte, muß aufhören, sobald ihr Nutzen aufhört, kurz: nie darf man einem Volke, sobald es aus dem Zustande der Rohheit tritt, seiner Gesittung einen Damm durch stete unwiderrufliche Gesetze vorbauen, sondern man muß die Gesetzgebung als Mittel seiner Fortbildung betrachten." *)

Sah man je eine lebhaftere Vorstellung von der fortschreitenden Bewegung des menschlichen Geistes? Boulanger, selbst von Schmerz überwältigt, hofft noch von der Zukunft für die Menschheit. Die Zeit fehlte ihm, seine historischen Arbeiten zu vollenden, auch fehlte ihm das Talent zum Schreiben; niedergeschlagen, wie sein Gemüth, und bleich, wie sein Antlitz, ist sein Styl.

Neben ihm können wir einen Mann späterer Zeiten, dessen Tod in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts, 1809, fällt, aufstellen, und der, nur auf anderen Wegen, ebenfalls in der Geschichte der Religionen und Glaubensbekenntnisse der Menschen forschte.

Die Culte und Religionen konnten im vorigen Jahrhunderte einer strengen Prüfung nicht entgehen, und das Christenthum, der Beherrscher Europas und des Occidentes, mußte die Folgen eines von ihm aufgestellten Grundsatzes, der Gleichheit vor dem Gesetz, selbst erfahren. Vor Christus hatten andere Religionen die Völker geleitet, es herrschen vor, nach und neben dem Christenthume, noch andere Glaubensbekenntnisse; es verlohnt sich, alle diese verschiedenen Gestaltungen einer und derselben Idee mit einander zu vergleichen, und es ist dieß eine Arbeit für unsere Zeit.

Indien, China, Aegypten, werden durchwühlt. Rom und Griechenland erhellen sich für uns immer mehr, und wehe dem, den diese Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, dieses Auffrischen der Urkunden und Schriften des Menschengeschlechtes, diese Aufklärung und Vergleichung erblassen läßt. Diese jetzt so mächtig gewordene und allgemein verbreitete Idee wurde im vorigen Jahrhunderte zuerst in Frankreich angeregt, sie erweckte in Boulanger die schmerzlichen Gefühle, sie leitete Dupuis. Den Ursprung der Culte aufsuchen und ihre Geschichte entwerfen, heißt Gott seine

---

*) Antiquité dévoilée t. IV, p. 435. 436.

Huldigung darbringen; und den Atheismus bekämpfen, heißt, selbst wenn man irrt, eine That des Glaubens und der Religion vollbringen. Dupuis erklärt Alles aus der Astronomie und seine Theologie ist ein vollständiger Sabeismus, er entthront die bekannten Götter nur, um neue an ihre Stelle zu setzen. Die Sonne hat er herrlich beschrieben und gefeiert, er hat sie als Königin der Natur und glänzendes Abbild Gottes begrüßt. Dupuis geht gerade von Diderots Pantheismus aus. Gott und die Einheit treten in tausendfacher Gestalt hervor. Schon hat man, namentlich in Deutschland, auf den Trümmern seines Systemes andere errichtet, und eben dieses Zerstören ist ein Beweis, daß er eher als die Zerstörer seines Systemes dagewesen, und wieder ein Beweis, daß der menschliche Geist seine Bahn in der einmal eingeschlagenen Richtung verfolgt.

Unter den geschichtlichen Arbeiten des letzten Jahrhunderts dürfen wir „die philosophische Geschichte der beiden Indien" nicht vergessen. Das Werk genoß eines bedeutenden Rufes, gerieth aber später in Vergessenheit. Finden sich darin mehre beredte Stellen, so verdanken wir diese Diderot, der in der That zu verschwenderisch mit seinen Talenten umging. Raynal war nicht einmal ein Geist zweiten Ranges. Von Jesuiten erzogen, wurde er Jesuit; als Jesuit Priester; als Priester Prediger, man lachte aber über seinen südlichen Accent; deshalb verließ er die Kanzel, später die Kirche, endlich den Glauben, und wurde Philosoph, um doch etwas zu seyn.

Als Priester und Jesuit konnte Raynal kein gemäßigter Philosoph seyn; er wüthet, und will durchaus sein Buch von Henkershand verbrannt sehen; aber nur bis zur zweiten oder dritten Auflage bringt ers, und hier hat er die Uebertreibungen noch mehr übertrieben. Da bricht die Revolution aus, gewiß wird er, der mehre Bände über Völkerrecht, Freiheit, Gesittung u. s. w. geschrieben hat, sich seiner Vorarbeiten für dieselbe rühmen; aber nein, wie er die Kirche verlassen hat, so verläßt er die Revolution. Den 31. Mai 1791 schreibt er der constituirenden Versammlung einen lächerlichen Brief, worin er ihr erklärt, weder ihr, noch dem Jahrhunderte, noch der Nation folgen zu wollen. O des Unglückes und Verlustes! Nichts spricht zu Gunsten Raynals, des der Philosophie und seinem Glauben abtrünnig gewordenen Raynals, des Ueberläufers zweier Partheien, des blinden Bewerbers um einen ephemeren Ruf, nichts als die Freundschaft Dide=

rots und mehre durch ihn bewirkte, für den Handel mit Indien günstige, Einrichtungen.

Vierzehntes Kapitel.

Betrachtungen.

„Glaubt Racine alles zu können, weil er hübsche Verse macht, will er Minister werden, weil er Schriftsteller ist?" Dieses Wort Ludwigs XIV. zeigt uns die damaligen Ansichten der Könige und Gewalthaber über die Literatur. Sie sollte zum Schmuck, zur Zierde des Staates dienen, aber niemals, schien es, sollte sie ihn leiten, oder seiner wirklichen Bestimmung entgegen führen. Die Könige zogen Gelehrte, Juristen, Theologen zu ihrem Staatsrath, um sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen, sie mußten sich der bereits angenommenen Politik fügen, der vorgeschriebenen Richtung und den einmal aufgestellten Grundsätzen folgen. Gewiß war die Zuziehung der Wissenschaft bei der Leitung der Staatsangelegenheiten ein Fortschritt, aber bald geschah noch mehr. Man bemerkte, daß mehre Schriftsteller sich mit den allgemeinen Interessen des Staates beschäftigten, sie sprachen über Volk und Regierung; diese neue wissenschaftliche Art, die Angelegenheiten der Völker zu besprechen, blieb Anfangs bescheiden und ohne Unterstützung; bald aber wuchs mit der Zahl der Schriftsteller ihre Kühnheit, und nicht blos fortsetzen wollten sie das einmal begonnene Unternehmen, sondern es auch laut verkünden; und hierin liegt der Unterschied zwischen dem siebzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Einzig unter allen Epochen der Geschichte steht das achtzehnte da, es ist vorzugsweise das philosophische, denn es glaubt an die Philosophie, und will durch sie wirken. Es ist das erste Beispiel in der Geschichte, daß die Mehrzahl der Menschen an die Macht der Philosophie geglaubt hat. Plato wünscht in seiner Republik, wo er gegen die Fortschritte der griechischen Demkoratie, wiewohl vergebens, kämpft, die Zeit herbei, wo die Regierungen der Staaten sich der Philosophie anheim geben; der Stoicismus konnte auf den Heldenmuth Einzelner und die Kunstausdrücke und Formeln der römischen Jurisprudenz Einfluß üben, aber nie hat

er die Kraft und die Verantwortung auf sich gehabt, den gesammten Staat zu durchdringen; im achtzehnten Jahrhunderte allein geschah es, daß eine als geistreich bekannte Nation, die frei und unabhängig durch ihr geistiges Streben ward, mit dem Herkommen brach, gegen die Lügen und Ignoranz alter Autoritäten auftrat, und nur aus der Natur der Dinge schöpfen wollte.

Es war in dem verflossenen Jahrhunderte der menschliche Geist sich seiner Herrschaft bewußt, und wollte durch eigene Kraft und eigenes Recht, auf seinem eigenen Namen sich diese Obergewalt sichern; Zufall, Duldung und Schleichwege genügten ihm nicht mehr.

Das achtzehnte Jahrhundert ist zu gleicher Zeit Erbe des Stoicismus, des ursprünglichen Christenthums, der Reformation, und mehr noch: es ist ein erweiterter Fortschritt der Menschheit.

Im Grunde war das achtzehnte Jahrhundert nicht irreligiös, es leugnete nur in seinem glühenden Skepticismus alles, um sich einen andern Gott zu schaffen. Es zerstörte, um auf den Trümmern wieder aufzubauen, denn es trat dogmatisch in der Metaphysik und Geschichte auf.

Der Geist ward sich seiner selbst bewußt, und glaubte sich selbst zu genügen. Man fragte nicht mehr den Dichter Voltaire, warum er sich in die Angelegenheiten des Staates mische.

Dieser Geist war siegreich und unbesiegbar; was hat er für Widersacher; entweder sie haben sich unendlich lächerlich gemacht, oder es sind Finsterlinge, die ihrer Sache mehr schadeten, als nützten. Wer hat Martin Freron, Nonotte und Patouillet gelesen? Kaum daß Bergiers Name unter den Apolegeten der Kirche oben aufschwimmt; woher aber kommt diese unverbesserliche Mittelmäßigkeit? Wie, nicht ein bedeutendes Talent? Doch, ein Dichter stellte sich dem siegreichen Umsichgreifen der neuen Ideen entgegen; ein glühendes Gemüth, die Gabe wahrer Dichter, Geist in der Form seines Ausdrucks, Enthusiasmus, Ironie, Muth, Empfindsamkeit, das bot Gilbert den Großen der Kirche und des Staates; und wie haben sie ihm gelohnt? sie gaben ihm in ihren Gesindestuben zu essen, und ließen ihn im Hospitale sterben.

Und woher kam die Anregung für diesen Geist der Zeit, wo waren die Hebel für diese Bewegung? im Volke. Der Herzog von St. Simon sagte von Voltaire: das ist der Sohn von meines Vaters Notar; Diderot war der Sohn eines

Messerschmidts, Rousseau der eines Uhrmachers; d'Alembert fand man auf der Strase, und eine Glasersfrau erzog ihn.

Aber das Volk verschlang auch die Worte der großen Männer, die es der Welt gegeben hatte; es nährte sich mit den Früchten seiner Lenden. Noch fehlte ihm politische Freiheit, noch hatte es keine Gewährleistung für seine Rechte, und doch durchdrangen neue Ideen seinen Kopf, ungekannte Empfindungen sein Herz.

Der Geist und das Volk also wurden im verflossenen Jahrhundert stark und kühn, und eine bessere Zukunft begann für sie.

Wir haben bis jetzt in der Ideenwelt verweilt, gehen wir zur politischen über; hier wird sich zwar der Gesichtspunkt, aber nicht das Schauspiel verändern.

Zweiter Theil.

Fünfzehntes Kapitel.

Das politische Europa.

Das Papstthum und das aus den Eroberungskriegen hervorgegangene Lehnsystem waren die Grundpfeiler des Mittelalters. Seitdem die Macht, die Gregor **I.** mit so viel Klugheit gegründet, Gregor **VII.** und Innocens **III.** bis zum höchsten Gipfel gesteigert hatten, ihre Gewalt, die dem Glauben weder Bedenken noch Zweifel erlaubte, und ihn mit begeisterter Hingebung seine Büßungen dulden ließ, verlor; war die Einheit, die damals Europa zusammenhielt, untergraben. Die Seele des Mittelalters war der Glaube; nicht blos den Ideen des Christenthums, nein, auch seinen Stellvertretern gehörte es an; man konnte sich Gott ohne Papst nicht denken, und Geist und Gemüth der Völker trug die Ordnung der irdischen Dinge auf die ewigen über.

Auf dieser Identificirung war wie auf eine Säule der ganze Gesellschaftsverband gestützt; alles war bestimmt und den Sinnen faßlich, aller seiner Begriffe und Hoffnungen war er sich deutlich bewußt, und darin fand er seine Glückseligkeit.

Getrost lebte der Mensch dahin, selbst unter den Prüfungen und Schmerzen des Lebens; er kannte den Weg nach dem Himmel; Gott hatte durch die Hand des Papstes oder Bischofes seine Diener gewählt, und diese erfrischten von Stufe zu Stufe die Kräfte und den Glauben des Pilgers, die Buße schützte ihn vor Verzweiflung; er zweifelte weder an der Güte, noch er dem Zorne Gottes, und Alles was er fürchten oder hoffen konnte, beruhte auf festen Satzungen.

Diese Begeisterung bewegte zwar den Strom der Völker, aber der Fingerzeig des Priesters leitete ihn. Europa

war die gehässige Nebenbuhlerin Asiens geworden, und sendete seine Wallfahrer zum Grabe des Erlösers. Die härtesten Leiden wurden ertragen, und die Menschheit opferte sich für Verheisungen auf, an deren Wahrheit noch niemand zweifeln durfte.

Aber der Glaube, wie die Liebe, ist, einmal gestört, auch vernichtet; denn sobald die Unfehlbarkeit des Papstes nicht mehr gläubig angebetet wurde, ging Rom seinem Falle, Europa seinen Revolutionen entgegen.

Das Mittelalter, der Nachfolger der schönen Tage des Polytheismus der alten Welt, der Triumph des Glaubens und des Katholicismus, löste sich auf, ward verschlungen; die Könige tragen die Verachtung und die Schmach der Päpste zur Schau; Kölln und Oxford donnern gegen Rom; den Völkern lehrt man die Verachtung dessen, das sie bis jetzt noch mit Inbrunst umfaßt hatten.

Womit, ihr großen Lehrer der Zeit, wollt ihr die Leere ausfüllen, die ihr in die Herzen gehöhlt habt? Ihr sucht etwas, und immer noch sucht ihr; seit dem ersten Wanken des Mittelalters, hat die Menschheit ihren erschütterten Tempel verlassen, hat sich in ungeheuren Strömen ergossen, und stürzt sich mit voller Kraft, jedoch ohne Zusammenhalt, vorwärts.

Noch von einer anderen Seite wurde das Mittelalter erschüttert; war nämlich die Eroberung eines Landstrichs vollendet, so verschmolzen sich Besiegte und Sieger miteinander. Die Verträge wurden zur Gewohnheit, die Gewohnheiten zu festbegründeten Einrichtungen. Das Lehnssystem, dieser ordnungslose und doch wohlberechnete Mechanismus, begünstigte vorzugsweise die Rechte des Einzelnen vor denen des Staates, die es zuweilen ganz unterdrückte; es verbreitete sich durch ganz Europa, nur daß es bei jedem Volke, je nach seinen Schicksalen und seinem Auftreten, andere Formen annahm, und wurde beständig von denen, die sich sein Haupt nannten, von seinen gekrönten Feinden, angegriffen. Das ganze innere Leben in den Staaten Europas wurde verändert, Herkommen und Gewohnheit, gleichwie die festen Burgen, zertrümmert, und die Völker der Willkühr der kleinen Tyrannen entrissen, um zu den Füßen der Könige zu sinken.

Das fünfzehnte Jahrhundert arbeitete dem königlichen Despotismus vor, dessen Culminationspunct das sechzehnte war. Karl V. und Philipp II. vernichteten die alten Freiheiten Kastiliens und Arragoniens. Heinrich VIII. und Eli-

sabeth waren absolute Herrscher; Franz I. und Heinrich IV. folgten Ludwigs XI. Systeme und arbeiteten Ludwig XIV. vor.

Der Despotismus der Könige übte den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesittung Europas, und zerstörte die Staatsformen des Mittelalters.

Im sechzehnten Jahrhunderte spaltete sich die Religion des Occidentes; das halbe Europa lehnte sich gegen die Einheit des Katholicismus auf. Im siebzehnten suchten die Staaten sich zu begründen und abzuschließen; das war nicht mehr das Zeitalter der Einheit, sondern des Gleichgewichtes. Im achtzehnten sollten Ideen die Führer und Beschützer der Völker werden. Die Philosophie des verflossenen Jahrhunderts zerstörte die letzten Trümmer der Vergangenheit, und legte die Keime für die Zukunft.

Wer den Untergang des Mittelalters beklagt, rechte mit den Theologen, den Königen, und gehe bis auf die wahre Ursache des Umsturzes der alten Einheit zurück.

Die neuere Philosophie hat das innere Staatsleben durchdrungen, denn sie hat die Bedingungen, unter welchen es umgestaltet werden könnte, aufgesucht, und hat weder mit Verheisungen, noch mit lachenden Bildern gegeizt. Die reformirte Theologie war polemisch, die Philosophie dogmatisch. Ein Beweis hiervon ist der Glaube, den sie fand; wie eine Offenbarung nahm man ihre Lehrsätze und Meinungen an, und wenn auch manche ihrer Lösungen irrig, so waren doch alle klar und bestimmt.

Mit dem Utrechter Frieden haben die großen Eroberungskriege, wie mit dem Westphälischen die Religionskriege ein Ende, nun wurden neue philosophische Ideen Bedürfniß für die Menschheit, und nicht der Unglaube, sondern der Glaube führte sie den Schulen der Philosophie zu.

Sechzehntes Kapitel.

Preußen.

Natürliche innere Kraft, Kunst und Zeit, sind die drei Dinge, die zur Bildung eines Volkes, wie eines Einzelnen gehören. Nur die Mischung ist verschieden, und die Ereignisse der Geschichte gestalten sich nach der Verschiedenheit der

Gaben, in welche Zeit, Kunst und natürliche Anlage vertheilt sind. Der Raum, auf den die Völker verwiesen sind, ist auch nicht gleich günstig; einige brauchen blos die Wohltbaten der Natur zu ordnen und zu benutzen, andere müssen erst durch ihren Kunstfleis die Undankbarkeit ihres vaterländischen Bodens überwinden. Bei den letzteren äusert sich die menschliche Kunst mit mehr Intensivität, und verkürzt durch ihre Energie die Entwickelungsperiode.

Deutschland bot das Bild einer regellosen Mischung von Fürstenthümern und freien Städten, seine zahlreichen Staaten vereinigten sich in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, dem deutschen Reiche, und dieß wurde von dem Hause Oestreich, das ohne Widerspruch die Dictatur übte, repräsentirt. Aber im Jahre 1740 bestieg den Thron Preußens ein Mann, der den Enkeln Karls V. Deutschland streitig machen wollte. Woher kam dieser König und seine Monarchie?

Unter allen Völkern verdankt Preußen mit am wenigsten der Natur, am meisten der Kunst.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1415, übertrug der Kaiser Siegismund die Chur mit der Erzkämmererwürde Friedrich von Hohenzollern, dem sechsten erblichen Burggrafen von Nürnberg, und belehnte ihn mit dem Markgrafenthum Brandenburg. Das sind die politischen Anfänge Preußens.

Nachdem, während eines vollen Jahrhundertes, das Markgrafthum sich völlig begründet hatte, trat Joachim II. mit seinem Hofe und dem Bischofe von Brandenburg im Jahre 1539 zum Protestantismus über. Diesem Genius huldigt das ganze nördliche Deutschland, und Preußen wird das Herz deutscher Bildung. 1611 erbte der neunte Churfürst das Herzogthum Preußen von seinem Schwiegervater und Oheime Albert Friedrich, mit dessen einziger Tochter Anna er vermählt war, wurde auch damit von Siegismund III., König von Polen, belehnt. So bildeten Brandenburg und Preußen die Grundlagen eines Reiches, welches später Schlesien vervollständigen sollte.

Der Nachfolger Johann Siegismunds, Georg Wilhelm, schwankte zwischen der Reformation und dem Katholicismus, ohne Character ließ er sich gänzlich vom Grafen Schwarzenberg leiten, und dieser stand in östreichischem Solde.

Unter seiner Regierung sah Berlin die siegreichen Schweden in seinen Mauern, und der Churfürst mußte sich vor Gustav Adolph demüthigen. Mit dem Jahre 1670 aber kam

die Regierung in kräftigere Hände; Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst, ließ Schwarzenbergen enthaupten und regierte selbst. Fest, gerecht, tapfer ohne lächerliche Eroberungssucht, verfolgte er die Entwürfe eines gemäsigten Ehrgeizes, er war einer der gefährlichsten Gegner Türennes, stand mit Ludwig XIV. und Cromwell in Unterhandlungen, vergrößerte sein Land durch glückliche Kriege, und ließ es sich während des Friedens unter einer wohlthätigen Regierung erholen; dieß sind die Verdienste Friedrich Wilhelms.

Der französische Hof, beunruhigt durch seine Gegenwart bei den coalisirten Truppen, regte Schweden gegen ihn auf. Friedrich Wilhelm hielt in Franken Winterquartiere, als er die Nachricht von dem Einfalle der Schweden in Brandenburg und ihrem Marsche gegen Berlin erhielt. Er bricht auf, kommt in Magdeburg an, erreicht bei Fehrbellin die Schweden, die ihn noch in Franken glaubten, und schlägt die ruhmgekrönte Infanterie Gustavs, die so oft über die Kaiserlichen triumphirt hatte. Von diesem Tage an datirt sich die Größe Brandenburgs. Der Sieg von Fehrbellin tönte durch ganz Deutschland, und als noch die Einnahme Stralsunds dazu kam, hörte man am Wiener Hofe die Worte: „Man sähe es nicht gern, daß ein neuer Vandalenkönig an den Ufern der Ostsee Fuß fasse.“ Aber die Erben des Vandalen werden bald mit denen Karls V. wetteifern. Gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms bildete sich in Berlin eine Kolonie der von Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen, denn Ludwig sendete dem Geiste Luthers unsere Mitbürger, unser Blut, unsere Reichthümer, und die Ahnen vieler unserer berühmtesten Zeitgenossen, die Deutschland schmücken, wanderten damals dahin aus. Der große Churfürst verdient seinen Beinamen, er that Großes mit geringen Hülfsmitteln, und zeigte den reinsten Heldenmuth.

Er war der Krone würdig, sein Sohn wollte sie haben. Friedrich III., klein an Körper und Geist, verfolgte mit Leidenschaft diese Idee; er huldigte dem Interesse Oestreichs um einen Titel zu erringen, der den kaiserlichen Adler verdunkeln sollte. Endlich erlangte er nach den beharrlichsten Unterhandlungen die Erlaubniß vom Kaiser, sich König zu nennen. Seine Freude war grenzenlos, und er selbst setzte bei sich der Krönungsfeierlichkeit die Krone auf das Haupt. Sogar die neue Königin findet diese Krone kleinlich und lächerlich, so daß sie selbst erklärte, sie sei in Verzweiflung, mit ihrem Aesop Theater spielen zu müssen; aber einst wird ein Friedrich der Große

diese Krone tragen, und dann wird Napoleon sie würdig finden, neben die seine gestellt zu werden.

Der Prinz Eugen sagte bei der Nachricht der Anerkennung des Königs von Preußen, Seiten Oestreichs, „der Kaiser sollte die Minister, die so ihm einen schlechten Rath gegeben, hängen lassen.“ Er hörte noch den Donner der Kanonen von Fehrbellin. Der neue König wollte den Hof Ludwigs **XIV.** nachahmen, während die Königin Sophie Charlotte die Academie gründete und Leibnitz dahin berief. Diese Frau, die verständiger als die Meisten ihres Geschlechts war, wollte bei ihrem Tode keinen reformirten Geistlichen vor sich lassen; „vergönnt mir in meinen letzten Augenblicken Ruhe,“ sagte sie; „beweint mich nicht, denn ich werde jetzt das erfahren, was mir Leibnitz nie erklären konnte, was Zeit und Ewigkeit, Seyn und Nichtseyn ist, und mein Gemahl wird bei meinem Leichenbegängnisse eine neue Gelegenheit finden, seiner Prachtliebe zu huldigen.“

Im Jahre **1713** hinterließ der erste König von Preußen seinen Thron Friedrich Wilhelm.

Die neue Königswürde stand noch nicht fest, und wurde nicht von allen Seiten anerkannt; der Papst verweigerte die Anerkennung, und während Friedrich mit seinem Namen ganz Europa erfüllte, nannte ihn der Papst durchaus nur den Marquis von Brandenburg. Auch der deutsche Orden hatte gegen die Krönung Friedrichs **III.** protestirt, und nahm Preußen wieder in Anspruch. Der preußischen Monarchie fehlte die Legitimität. Friedrich Wilhelm organisirte den Staat, oder vielmehr die Armee; er fühlte wohl, daß die junge Monarchie sich auf ihre Bajonette, Säbel und Fahnen verlassen müsse, und bildete deshalb einen Militärstaat. Berlin war Manufactur und Kaserne, die Handwerker arbeiteten für die Soldaten. Friedrich Wilhelm erwarb Stettin und Pommern; baute Potsdam, das ein bloßes Fischerdorf war, und hinterließ, ohne selbst ein großer König gewesen zu seyn, seinem Sohne alle Mittel, ein solcher zu werden.

Der letztere spricht sich selbst so über ihn aus: „Friedrich Wilhelm hinterließ ein Heer von sechs und sechzig tausend Mann, das er durch seine weise Sparsamkeit erhielt; die Einkünfte waren vermehrt, der Schatz gefüllt, und eine bewundernswerthe Ordnung herrschte überall. Wenn man überhaupt sagen darf, daß man den Schatten der Eiche, die uns bedeckt, der Eichel verdankt, aus der sie hervorwuchs, so muß man gestehen, daß das arbeitsvolle Leben dieses Fürsten

und seine weisen Masregeln, den Keim für die spätere Wohlfahrt Preußens legten.“

Nur ein Jahrhundert trennt den großen Churfürsten vom großen Friedrich; der Gegner Türennes regierte in Brandenburg 1640, der Besieger Soubises bestieg 1740 den Thron. Das Schauspiel ist vorbereitet, der Held kann auftreten; er wird Alles mit der Beharrlichkeit des Willens, die den Heldenmuth bildet, durchsetzen. Nie erfuhr ein Königssohn eine härtere Erziehung; aber diese Widerwärtigkeiten bei seinem Auftreten stählten ihn für die Zukunft; er wußte den Schwierigkeiten, die ihm in den Weg traten, mit anderen zu begegnen; in den ersten schlesischen Kriege erinnert er sich seiner Jugend, und beugt sich eben so wenig vor den Kanonen Oestreichs, als vor dem Despotismus seines Vaters. Voltaire bildete seinen Geist und erhob ihn; dieser lebhafte, beißende Geist behagte der höheren Originalität des jungen Fürsten, der im Guten wie im Bösen eine unwandelbare Beharrlichkeit zeigen sollte. Auch eine Eigenheit von ihm ist die, daß er die Geschichte seines Hauses, seiner Monarchie und seiner selbst schrieb.

Seine Memoiren von Brandenburg, auf die wir diesen kurzen Abriß gründen, entzücken mit ihrer klaren Eleganz; Friedrich schreibt französisch, weil er das Deutsche nicht liebt. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges weht der Geist eines Kriegers. Friedrich spricht hier von sich selbst, ohne Umschweife, ohne Wortschwall; er fühlt, daß sein Jahrhundert ihm keinen König, keinen Feldherrn an die Seite stellen kann; er schreibt mit einer stolzen Einfachheit, wie die Geister seines Ranges, wie Cäsar und Napoleon. Aber betrachten wir ihn näher, er verdient es.

Siebenzehntes Kapitel.

Friedrich. Der preußische Codex.

Es giebt Epochen, wo es dem menschlichen Geiste ganz besonders schwierig wird, groß dazustehen, denn schwer ist es immer. Mir scheint es, als wenn in Athen, Rom oder Sparta die allgemeinen Ideen über Religion und Vaterland es dem Einzelnen ganz besonders leicht gemacht hätten, Hel-

denmuth zu zeigen. Das Mittelalter ist nicht arm an großen Männern, die der Ruf „Gott will es" begeisterte. Im siebzehnten Jahrhunderte nahmen die Helden des dreißigjährigen Kriegs, ohne die heilige Begeisterung der Vergangenheit zu fühlen, ihre Zuflucht zu einer beinahe abergläubischen Kriegslust, wie z. B. Wallenstein. Die Helden Ludwigs XIV. sind begeisterte aufrichtige Christen, wie Condé, Türenne, Catinat. Aber das achtzehnte Jahrhundert wollte keine christlichen Helden; ein neuer, zeitgemäser Heldenmuth tritt, mit etwas Ironie und Cynismus vermengt, hervor, und wird um so verdienstvoller je größere Hindernisse ihm entgegen treten, je isolirter er dasteht. Alle Zeitgenossen Friedrichs verflachen sich vor ihm, die Bewunderung der Deutschen wird gerechtfertigt, er ist es werth, „der Einzige" zu heisen.

Während seines ganzen Lebens hat Friedrich nie den günstigen Zeitpunct versäumt, und das Geschick bot ihm sobald Gelegenheit für Ruhm und Thätigkeit. Wenige Monate nach dem Antritte seiner Regierung und seiner Rückkehr von Strasburg erfuhr er den Tod Karls VI., der das deutsche Reich in den Händen einer Frau liest. Er schaute um sich, betrachtete Europa, und fand die Zeit zu einer raschen That geeignet; er bricht in Schlesien ein, nach dem es ihn längst gelüstet; er nimmt es in Beschlag, sein Degen soll entscheiden, ob er es behaupten soll, und Schlesien wird eben so preußisch, wie Brandenburg. Der Aachner Friede, 1748, gab Friedrich einige Ruhe; in Potsdam, in Sanssoucis, konnte er Voltairen empfangen, sich bilden und Preußen civilisiren. Berlin huldigte dem Geiste Frankreichs, Wien verschmähte ihn; Frankreichs Literatur wurde, wie die griechische und lateinische, ein Hebel der deutschen Bildung. Deutschland braucht die Zeit, die es in französischer Schule zubrachte, nicht zu bedauern, die französische Bildung bereitete seine geistige Unabhängigkeit vor und hemmte sie nicht.

Friedrich selbst, trotz seiner Vorliebe für Frankreich, sieht die Emancipation der deutschen Sprache voraus. „Wir werden unsere Klassiker haben," schrieb er, „jeder wird sie lesen wollen, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und hat sich unsere Sprache geglättet und völlig ausgebildet, so kann es kommen, daß sie von einem Ende Europas bis zum andern sich verbreitet. Diese schönen Tage sind für unsere Literatur noch nicht gekommen, aber sie nahen, ich sage es, sie werden bald anbrechen; ich bin zu alt, um sie zu erleben. Wie Moses

sehe ich von ferne das verheisene Land, werde es aber nicht erreichen." *)

In dem äusersten Winkel des Königreichs, am Ufer der Ostsee, in Königsberg, wandelte Kant in seinem bescheidenen Gärtchen, während Voltaire zu Potsdam in den königlichen Gemächern residirte; und fünf Jahre vor dem Tode Friedrichs, 1781, erschien die Kritik der reinen Vernunft, die der französischen Philosophie in Deutschland den Lorbeer entreißen sollte. So ist Alles weise in der Ordnung der Dinge, man muß sie nur zu begreifen wissen, und jeden Augenblick offenbart sich die göttliche Vorsehung in ihr, wenn sie der menschliche Blick nur immer bemerkte. — Aber Oestreich konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen; und dieser Provinz halber wollte es die Politik Europas umgestalten; es schlug dem Versailler Hofe ein Bündniß vor; Frau von Pompadour durchkreuzte die Plane Richelieus; sie gewann das Haus Bourbon für die Interessen des Hauses Habsburg; so nützlich kann Weiberregiment einem Staate werden. Frankreich, Rußland, Schweden, das deutsche Reich und Oestreich, verbanden sich gegen Friedrich. In diesem siebenjährigen Kampfe ist er bewundernswürdig; ungestüm und ruhig, stürmisch und duldsam, alle Vortheile des Sieges benutzt, alle Arten des Widerstandes und Heldenmuthes erschöpft er.

Der Winter 1760 war so unheilvoll für ihn, daß er sein Leben schon durch einen Gewaltstreich enden wollte. „Ich betrachte den Tod wie ein Stoiker," schrieb er an den Marquis von Argens, „entweder ich begrabe mich unter den Ruinen meines Vaterlandes, oder ich werde mein Unglück zu enden wissen, wenn ich es nicht mehr ertragen kann. Meine Jugend habe ich meinem Vater, mein Mannesalter meinem Vaterlande geopfert, nun glaube ich ein Recht auf die Freiheit meines Alters erworben zu haben. Ich habe einige Bemerkungen über die kriegerischen Anlagen Karls XII. gemacht, habe aber nicht gesagt, ob er sich hätte tödten sollen oder nicht. Nach der Einnahme Stralsunds hätte er wohl daran gethan. Es giebt Leute, die sich in jedes Geschick finden können, ich kann es nicht; und habe ich für andere gelebt, so will ich wenigstens für mich sterben. Heinrich IV., ein Soldat aus guter Familie, machte sein Glück, deswegen braucht sich Niemand zu hängen; Ludwig XIV. war ein mächtiger Fürst, und hatte bedeutende Hülfsquellen; er zog sich

*) De la litérature allemande etc.

aus der Sache; was mich betrifft, ich habe nicht diese Hülfsquellen, aber die Ehre ist mir theurer, als ihm, und, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich richte mich nach Niemandem. Brandenburg hat vor mir bestanden, es wird auch nach mir bestehen. Nicht Schwachheit ist es, die Zahl seiner unglücklichen Tage zu bestimmen, eine kluge Politik ist es, die uns den Zustand als den glücklichsten finden läßt, wo Niemand uns schaden, Niemand unsre Ruhe stören kann." *) Merkwürdig ist es, daß die größten Männer sich den Tod haben geben wollen, Friedrich, Napoleon in Fontainebleau, Themistokles bei den Persern; man hat den Selbstmord des Siegers von Salamis geläugnet, man hat die Langeweile des Exils und die Uebersättigung des Ruhmes für hinlänglich gehalten, ihn zu tödten. Ich kann darüber nicht urtheilen, aber ein freiwilliger Tod würde mich nicht überraschen, hat man gelebt wie Themistokles, so kann man über seine Tage verfügen. Der Held eines solchen Dramas darf die Art der Entwickelung selbst wählen. Aber Ruhm gehört dazu, viel Ruhm, um dieß Recht zu haben; hierzu genügt nicht die erste Verzweiflung eines Jünglings über irgend ein Misgeschick. Kinder, flüchtet euch nicht vor dem Ungemach des Lebens in das Reich des Todes, denn man muß gelebt haben, um sterben zu dürfen.

Der Sieg verlängerte die Tage Friedrichs; als Sieger unterzeichnete er den Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763, und legte das Schwert nieder, um es nie wieder zu erheben. Friedrich hat keine Aehnlichkeit mit Karl XII., diesem wilden Soldaten, der sich aus bloser Kampfeslust auf Rußland stürzte; wie ein Philosoph führt er die Waffen und den Krieg; er will behalten, was er erobert; ohne Schlacht, allein durch die Macht seiner Dazwischenkunft und seines Namens, schützt er München vor den Bedrückungen Wiens. Warum gehn bei allen großen Völkern und Männern die Waffen Hand in Hand mit dem Gesetz? Bei Cäsar, Karl, Friedrich, Napoleon? Die Idee eines Bacon und Leibnitz, Einheit in die Gesetze zu bringen, war der Vorbote des philosophischen Geistes, der auf den Trümmern des Papstthums und Katholicismus sich zur Universalität erhob. Von seinen ersten Regierungsjahren an trug Friedrich für Umgestaltung der Rechtspflege und Gesetzgebung Sorge. Nach einem ziemlich mittelmäßigen Versuche, ließ er noch einmal alle Materialien zu einem Gesetzbuche sammeln und ordnen;

*) Correspond. pruss. de Fréd. t. X, p. 221—224.

war auch die Ausführung nicht besonders gelungen, so war doch die Idee neu und großartig, und Friedrich mußte Nachahmer finden, bis der Genius Frankreichs und seiner Revolution, gereift und erstarkt, ein Werk ausführt, das Preußen zuerst entworfen hatte. Gewiß, es gehörte Geistesgröße dazu, die Idee eines allgemeinen Gesetzbuches zu fassen, und es der Kritik ganz Europas zu unterwerfen.

„Als ich Sr. Majestät den ersten Theil meiner Arbeit überreichte," schreibt Cramer, „schlug ich vor, das ganze Werk erst in der Gestalt eines Entwurfes dem Publicum zu übergeben, und dessen Bemerkungen und Kritik darüber abzuwarten. Seine Majestät haben diesen Vorschlag in ihrer Weisheit landesväterlicher Fürsorge gebilligt. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs übergebe ich daher den Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die Staaten der gesammten Monarchie dem Publicum, und fordere alle Bürger der Gelehrtenrepublik, einheimische und fremde, hiermit dringend auf, das vorliegende Werk einer redlichen, strengen und unbefangenen Beurtheilung zu unterwerfen." *)

Savigny hat eine ausgezeichnete Kritik über das preußische Landrecht geschrieben; er würdigt die Schule Nettelbladts und Daries, bedauert, daß Schlosser dabei nicht mit thätig gewesen, und schildert die hauptsächlichsten Züge des Gesetzbuches und Landrechtes. Der Plan unseres Werkes erheischt es, den philosophischen Geist des Königs hervorzuheben, der ihn zu seiner Reform veranlaßte, und größer als die gewonnenen Resultate selbst dasteht. Tiefe, ins Einzelne dringende Kenntniß fehlte ihm, er beurtheilte die Aufgabeu einer ihm fremden Wissenschaft nicht mit der natürlichen Geistesüberlegenheit Napoleons, aber er war der erste in der europäischen Staatenwelt, der die Idee eines gleichförmigen Gesetzbuches faßte.

Immer bezweckte Friedrichs Politik neben der Unabhängigkeit und Freiheit der preußischen Monarchie auch das Wohl Europas und der gesammten Menschheit; nur die Theilung Polens spricht dagegen. Katharinens Ehrgeiz hatte den Plan entworfen, die Nachgiebigkeit Marien Theresiens, die Philosophie Friedrichs, und das Stillschweigen Ludwigs XV. waren ihre Mitschuldigen. Friedrich erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Freistaaten an, und wollte der jungen Republik wohl; er sicherte durch den Teschener Frieden, nach

*) De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand; par le comte de Mirrabeau t. III. liv. VIII, p. 597.

einem Feldzuge ohne Schlacht, die Unabhängigkeit Baierns; er bereitete die Zukunft Münchens vor,, dieser Südpflanze des Nordens, dieser Stadt mit ihrem frischen Glanze, diesem Vereinigungspuncte italischer Religion und Kunst.

Nach sechs und vierzig Jahren der Arbeit und des Regierens starb er mit Ruhe und Ergebung. Einige reformirte Geistliche hatten ihn schriftlich gebeten, ihrer Religion sich wieder zuzuwenden: „Antworte er diesen Leuten höflich," sagte er zu seinem Secretär, „ihre Absicht ist gut." In dem Augenblicke, wo er seinen Geist aufgab, hatte Frankreich einen Zögling Voltaires und Rousseaus am Berliner Hofe; ein unsteter, wißbegieriger Reisender, dem Hofe von Versailles wenig ergeben, und mit Ungeduld den Augenblick seiner Größe erwartend, — es war Mirabeau. „Die Krankheit Friedrichs," schrieb er nach Paris, „hätte schon zehn andere hingerafft, eilf Monate von der ersten durch einen Schlagfluß hervorgebrachten Lähmung an gerechnet, hat sie ohne Unterbrechung oder Linderung gedauert. Ein Brechmittel brachte ihn wieder zu sich, und der erste Laut, den er mit einer gebietenden Bewegung hervorbrachte, waren die zwei Worte: „Schweigen sie." Vier Mal suchte die Natur diesen seltenen Mann auf vier verschiedenen Wegen zu retten. Zwei Mal durch Diarrhöen, zwei Mal durch Hautausschläge. Die Verehrer eines Gottes können sagen: der Schöpfer selbst habe diese Hülle zertrümmert; denn die Natur hat eins ihrer schönsten Werke erst dann aufgegeben, als das Alter, eine während sechs und vierzig Jahren unausgesetzte Spannung des Geistes und Gemüthes, Beschwerden und Unruhen aller Art, an denen diese wundervolle Regierung so überreich war, und die fürchterlichste Krankheit, den Organismus aufgerieben hatten. Dieser Mann starb den 17. August 1786, früh zwei Uhr zwanzig Minuten; und den 15., wo er ganz gegen seine Gewohnheit bis eilf Uhr geschlafen hatte, arbeitete er noch, bei der größten Schwäche, im Kabinette mit voller Aufmerksamkeit, und selbst mit einer Gegenwart und Fassung des Geistes, die vielleicht jedem anderen Fürsten bei voller Gesundheit fehlt. Selbst als den 16. der jetzt regierende König an Selle den Befehl ergehen ließ, so schnell als möglich nach Potsdam zu eilen, weil der König fast seit gestern Mittags in einem lethargischen Schlafe liege, wollte der Arzt, als er noch Feuer in dem Auge, Empfindung in den Organen und Bewußtseyn in der Mase vorfand, daß er sich erinnerte, den Arzt nicht gerufen zu haben, nicht vor ihm erscheinen,

und weniger überzeugte ihn der leichenhafte Geruch, den sein Körper aushauchte, von seiner Rettungslosigkeit, als der Umstand, daß er zum ersten Male während seiner ganzen Regierung sich nicht an die Kabinetsgeschäfte erinnert habe; und das war ein richtiger Schluß, denn nur sterbend konnte er sein Handwerk lassen. Zwei Drittheile Berlins wollen jetzt Friedrich als einen gewöhnlichen, ja anderen nachstehenden Menschen schildern. Wenn seine großen Augen, ein treuer Ausdruck seiner Heldenseele, bald Anmuth strahlend, bald Zorn glühend, sich nur einen Augenblick wieder öffneten, würden diese dann den Muth haben, vor Scham zu sterben?" *)

Mirabeau hat Recht, Freidrich war eines der schönsten Werke des Schöpfers. Aber war er ein Held, oder ein Philosoph? war er Enthusiast oder Spötter? er ist ein Zögling seines Jahrhunderts. Kann man in dem Zeitgenossen Voltaires einen Gottfried von Bouillon erwarten? Friedrich hat etwas Antikes, etwas Heidnisches in seinem Character und Herzen; er verschmäht den Trost des geoffenbarten Glaubens; er glaubt an Gott, weil er an den Ruhm glauben will; er gesteht die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes zu, weil er es selbst seyn will. Nächst dem Ehrgeize, ist er der Freundschaft zugänglich, er nimmt sie statt der Liebe auf; aber in derselben Stunde verwundet seine grausame Ironie die Herzen seiner zärtlichsten Freunde bis auf das Blut; er liebt die Gewalt, und dann die Gerechtigkeit. Er ist launenhaft, halsstarrig, auffahrend, würdevoll, bald gefällt er sich in der verderblichen Lust eines schamlosen Cynismus, aber seine natürliche Größe trägt den Sieg davon, und führt ihn zu dem Würdigen und Keuschen zurück. Von Character ein Stoiker, ist er vermöge desselben den Ideen des Christenthums fremd, mehr als König noch ist er Mensch; er biegt die Königswürde nach seinem Character; als Schriftsteller, Gesetzgeber, Feldherr, Philosoph, schlägt er Europa mit seinen Waffen und seiner Weisheit, er ist der Held des achtzehnten Jahrhunderts.

Joseph II. konnte sich nicht zu seiner Größe erheben, Maria Theresia widersteht mit Würde den Angriffen des Hauses Brandenburg, aber zuletzt bleibt sie doch die Besiegte; Katharina dürstet nach Ruhm und Genuß, aber diese gefallsüchtige Barbarin hat nicht einen Augenblick die energische Größe, die Preußens König während seiner ganzen Laufbahn nie

---

*) Hist. secr. de la cour de Berlin, lettre 28.

verließ. Friedrich geht siegreich aus jedem Vergleich mit seinen Zeitgenossen hervor; allein gedacht, ist er groß; im Vergleich zu anderen noch größer; der Name, der diese doppelte Probe aushält, ist ewig; nicht wie leichte Spreu werden ihn die Stürme der Jahrhunderte verwehen, und sind sie alle abgelaufen, wird sein Name noch unter den hellsten Kronen des Verdienstes der Menschheit leuchten.

Achtzehntes Kapitel.

Die östreichische Monarchie. Maria Theresia. Das östreichische Gesetzbuch. Joseph II.

Längst war der Zwiespalt des Papstes und deutschen Reiches ausgeglichen, der tödtliche Haß der Guelphen und Gibellinen erloschen, da trat Luther auf. Alles erwartete vom deutschen Kaiser die Vertheidigung der katholischen Religion, ihr Ansehn konnte zwar nicht mehr schrecken, war aber doch eine Gewähr für den Gehorsam der Völker, daher begünstigte Wien seit dem sechzehnten Jahrhunderte Rom, mit dem es vorher nie sonderlich stand. Der Haß des Mittelalters wich dem gemeinsamen Interesse.

Ein natürliches Gefühl ließ Oestreich die Waffen bald gegen die Reformation, bald gegen das protestantische Preußen, bald gegen das philosophische Frankreich ergreifen. Oestreich vertritt die alte Zeit in seinem Kampfe gegen religiöse und politische Neuerungen. Karl VI. stirbt und läßt seine Tochter Maria allein unter dem Schutze der pragmatischen Sanction; aber was sind Verträge, wenn keine drohende Gewalt ihnen zur Seite steht. Baiern, Frankreich und Preußen überschwemmen das Reich. In dieser Noth wendet sich Maria Theresia, auf die Religion und ihr gutes Recht gestützt, stolz, ergeben, erhaben im Unglück, beseelt von unerklärlichem, abentheuerlichem Heldenmuthe, nach Preßburg, zeigt den widerspenstigen Ungarn ihren kleinen Sohn Joseph; sie electrisirt die versammelten Stände, in lauten Ruf der Begeisterung verwandelt sie das dräuhende Murmeln, und entreißt den Herzen den donnernden Ruf: **moriamur pro rege nostro Maria Theresia!** Das war die letzte Regung alter Treue.

Maria Theresia behielt die Kaiserkrone, aber während ihres ganzen Lebens mußte sie dem Wachsen der Macht Friedrichs und Preußens zusehen; allen ihren Eifer widmete sie der katholischen Religion, und doch mußte sie das ärgerliche Schauspiel einer fortschreitenden neueren Philosophie erleben. In dieser Frau personificirte sich das Widerstreben alter Größen; sie liebte die Vergangenheit, und haßte den Geist der neuen Zeit; oft war sie voll Zornes und Unwillens über ihre schmerzvolle und glänzende Machtlosigkeit; die offne und rasche Kühnheit der Reformen war ihr versagt.

Der Geist des gesellschaftlichen Lebens, namentlich in Wien, schwankte hin und her; er hatte nicht mehr die Begeisterung für den alten Glauben, aber auch nicht die Empfänglichkeit für die neuen Ideen und Bestrebungen. Maria Theresia beförderte die Studien, die die Emancipation der Religion nicht beförderten; sie pflegte die Heilkunde eines van Switten und die weichePoesie Metastasios. Ersterer bewirkte die Berufung Martinis nach Wien, und dieser lehrte zuerst das Naturrecht, beherrschte die ausgezeichnetesten Staatsmänner, und bereitete das östreichische Gesetzbuch vor. Dieß Mal wurde das gelehrte Deutschland nicht mit zu Rathe gezogen. Savigny findet den Codex nicht originell genug für Maria Theresias Regierung; aber kräftige Gesetze giebt man nie ohne entschiedene Ueberzeugung, und der Gesetzgeber Oestreichs stützte sich weder auf eine gründliche Gelehrsamkeit, noch auf eine entschiedene Philosophie.

Joseph II. wollte Oestreich in einer bestimmten Richtung mit sich fortreißen; aber dieser Fürst setzte sich mit Recht die Grabschrift: „Hier liegt Joseph II., dem nichts im Leben gelang.“ Seine Wiege schon umgab poetisches Unglück, und seine Mutter hätte ihm die ritterliche Anhänglichkeit an die Erinnerungen der Vergangenheit einhauchen können; er huldigte jedoch dem Reformationsgeiste des Jahrhunderts, und deshalb verdient er keinen Tadel; er wollte sein Leben zu einem Nachbilde Friedrichs II. machen; aber weder Nachahmung, noch Eifer können die angebornen Gaben der Natur ersetzen. Joseph wollte Großes vollbringen, und beschäftigte sich mit Kleinigkeiten. Will er die Religion reformiren, so fängt er mit kleinlicher Intoleranz bei den Einzelnheiten an, und Friedrich nennt ihn: seinen Bruder Sacristan. Alles zertrümmert er, Nichts baut er auf. Pius VI. sucht ihn in Wien auf, bewirkt aber nicht den geringsten Nachlaß von den projectirten Reformen; Joseph bestimmte die Grenzen sämmtlicher

Bisthümer in seinen Staaten, er entfernte die Bilder aus der Kirche, hob die vernichtenden Ehehindernisse auf und gestattete die Scheidung. Endlich faßte er die Idee, Oestreich dem Einflusse Roms gänzlich zu entziehen, aber er wagte nicht sie auszuführen. Alle diese übereilten und übel angebrachten Reformen beunruhigten Oestreich, ohne es zu beglücken oder aufzuklären. Selbst die Sicherheit seines Reichs gefährdete Joseph durch seine unbesonnene Handlungsweise; der Empörung der Wallachen und des Bruchs mit Holland nicht zu gedenken, rief seine Unklugheit eine siegreiche türkische Armee ins Land, und ohne den alten Laudon war Wien gestürmt. Die Niederlande standen auf, die französische Revolution brach aus, und der unglückliche Joseph, verwünschend alle Ideen und Theorien, wendete sich an den Papst, den er vorher verschmäht, starb, an Allem verzweifelnd, ohne weder Katholik, noch Philosoph, noch Mensch, noch König gewesen zu seyn.

Maria Theresia hatte die strengste Censur in Oestreich eingeführt, Joseph milderte sie etwas. Wien konnte keine einheimische Literatur hervorbringen, es blieb unfruchtbar. Mehre Männer, unter andern Riggers und Sonnenfels, vereinigten sich zu einer deutschen gelehrten Gesellschaft; aber alle Schriftsteller, deren Werke sie zu ihrer Lectüre gewählt hatten, Gellert, Hagedorn, Mosheim, Kleist, Geßner und Klopstock, waren Protestanten, so wenig konnte deutsche Eigenthümlichkeit sich mit dem Katholicismus befreunden. Man spottete über das reine Deutsch der Mitglieder der gelehrten Gesellschaft, man nannte ihre Sprache und Schreibart lutherisch. Ein Minister, bei dem Sonnenfels um ein Amt eingekommen war, und ihm deshalb mehre Arbeiten, die er so eben gefertigt, übergeben hatte, entließ ihn mit den Worten: „Ich glaube, Sie sind lutherisch, ihr Deutsch ist es wenigstens; Sie sind Schriftsteller, mein Herr, und haben zu viel Geist für mein Büreau.“

Aber die Talente Deutschlands reiften auch auserhalb der Wiener Kanzlei. Die Reformation war ihr Princip, ihre bewegende Kraft, und französische Literatur glättete sie, ohne sie in ihrer Entwickelung aufzuhalten.

Deutschland verfolgt noch jetzt diesen Weg; die Reformation ist ihm noch immer Princip und bewegende Kraft, die französische Revolution wird es ausbilden aber ihm seine Originalität lassen.

Im Grunde hat die deutsche Reformation dieselbe Ursache, wie die französische Revolution, nur hat die Emanci-

pation von 1789 das Feld erweitert, und mit den Protestationen der Theologen die Grundsätze der Staatslehre verbunden. — Nicht Nebenbuhler sondern Verbündete sind Deutschland und Frankreich.

Ein Reich dankt vor allen Deutschland und Frankreich viel, und das ist Preußen, geschaffen mit Kunst und Plan, wird es seine Macht bewahren, so lange es die Intelligenz des Nordens vertritt. Verlöre es diese würdige Bestimmung aus dem Auge, dann könnte es sich nur auf die unzuverlässigen Wechselfälle des Waffenglücks stützen; es braucht sich nicht ängstlich dem Schrecken Oestreichs oder dem moskowitischen Ehrgeize zu fügen; unabhängig verfechte es die Sache der Freiheit, belebe und beschütze die kleinen Staaten Deutschlands, und achte Frankreich. Würde es den Grundsätzen Friedrichs untreu, so könnte Frankreich auch die Plane Richelieus wieder vornehmen.

Neunzehntes Kapitel.

Rußland. Katharina die Große. Umgestaltung der Gesetzgebung.

Kaum erst hat die neuere Geschichte begonnen, fast sind wir noch im Kindesalter. Es wäre Zeit, den Gemeinplatz endlich aufzugeben, daß die Aufgabe der neueren Civilisation bereits vollständig gelöst, und nur noch ein ewiger Kreislauf gleichartiger Ereignisse und nachgebildeter Formen denkbar sei. In der Nachbarschaft Preußens, das erst seit einem Jahrhundert in die Reihe der Staaten getreten ist, liegt ein Reich, halb in Europa, halb in Asien; erst zur Hälfte gesittet, hat es seine moralische Bestimmung noch nicht gefunden, und ist einem unbeschränkten Despotismus Preis gegeben. Rußland scheint seine Seele zu suchen, es will sie von Iwan, von Peter, von Katharina, voller Geheimnisse und unbegrenzt kennt es sich selbst noch nicht.

Es verlohnte sich der Mühe, die Geschichte der Republik Nowgorod zu schreiben, jener Handelsdemocratie, die vor dem Auftreten des scandinavischen Rurik so mächtig war, daß es vom Rostofer See bis zum weißen Meere hieß: „wer kann Gott und dem großen Nowgorod widerstehen.“

Ein Papst bewirkte im eilften Jahrhunderte eine Verbin-

dung zwischen Heinrich I. von Frankreich und einer Tochter Jaroslafs, dem ersten Gesetzgeber Rußlands. Wladimir fügte zu den Gesetzen Jaroslafs neue Satzungen für Handel und Criminalrecht, und das Reich Ruriks fing eben an, sich der Barbarei zu entringen, als die Mongolen sich auf dasselbe warfen, und es mit ihren siegreichen Horden bis zum sechzehnten Jahrhunderte überschwemmten. Iwan IV. wurde der neue Gründer Rußlands, führte die Strelitzen ein, und beugte die Nacken der mächtigen Bojaren unter sein Joch. Die Czare verfolgten sein System gegen die Aristocratie. Im Jahre 1680 ließ Feodor alle Stammbäume des Adels sammeln, um sie, wie es hieß, zu prüfen und zu bestätigen; da ließ er sie vor den Augen der erstaunten Bojaren verbrennen, Wuth und Schrecken bannte sie fest vor dem Grabe ihrer Titel. Diesem Beispiel des Czars folgten die Deputirten Frankreichs in der Nacht des 4. Augusts 1789; denn der Feudaladel ist, wenn er nicht, wie in Rom, Venedig, England, durch seine Intelligenz vorherrscht, ein Hinderniß, das Völker und Könige aus dem Wege räumen müssen.

Rußland mußte nothwendig dem Despotismus anheimfallen; ein großer Geist mußte ihn beseelen, und zum Heile der moskowitischen Nation üben, und das that Peter der Große.

Er ist der Mann, der mit einem Wurfe sein Land mit allen Wohlthaten der europäischen Gesittung überschüttet; alles ist er, Reisender, Matrose, Zimmermann, Soldat; er will eine Flotte, darum geht er nach Sardam und führt den Hobel; er will sich ein Heer bilden, darum wird er Tambour, macht alle Grade durch, und gelangt von den blutigsten Niederlagen zu dem Siege von Pultawa. Er will gegen die Türkei ziehen, aber die Zeit ist für Rußland noch nicht gekommen, um auf einem festen Damm sich einen Weg nach Byzanz zu bauen.

Um endlich die Civilisation, die er sich zu eigen machen will, kennen zu lernen, geht er nach Frankreich, nach Paris; alles besucht er, den Hof, die Academien, die Werkstätten, die Oper, den Regenten, den jungen Ludwig XV., selbst die Wittwe Scarrons, die an ihrem Bette den Slaven sehen soll; o Wißbegierde eines Barbaren.

Voll seiner Entwürfe und Plane kehrt er zurück, mit festem, fürchterlichem Willen führt er sie aus. Um seinen Sohn versammeln sich die unzufriedenen Bojaren. Alexis scheint nur auf den Tod seines Vaters zu warten, um Ruß-

land in die Barbarei wieder zu versenken, aus der es vor seinen Augen heraustrat. Armer Peter, du stehst zwischen der Schöpfung deines Genius und einem Sohne, der Alles wieder einzureißen droht. Peter schickt Alexis auf das Schaffot, lieber sein Blut will er vertilgen, als das Gedeihen seiner Saat gefährden. Man hat ihn deshalb getadelt.*) Aber der Geschichtschreiber muß leidenschaftslos wie der Richter seyn, sein Herz darf nicht zu sehr von einem erregenden Schauspiele ergriffen werden.

Peter reformirte mit Energie, wie die entschiedenen kräftigen Männer der Revolution, ging er gerad und schnell seinen Weg, und vernichtete die Barbarei. Unter der großen Erscheinung in dem Bereiche der Gesetzgebung und des Kriegs, unter die Helden von Riesengröße gehört Peter; und nur wer den Gang der Vorsehung nicht begreift, kann über ihn klagen.

Ich eile von Petern zur großen Katharina, jener scharfsinnigen Marketenderin, deren Treue ihr eine Königskrone einbrachte; ich übergehe Peter II., Anna, Iwan VI., Elisabeth, Peter III., den preußischen Korporal, dessen Enthusiasmus für Friedrich diesen rettete. Er wird abgesetzt und stirbt, denn nach dem Verluste seines Thrones mußte er Katharinen lästig seyn. Mit ihrer Geistesstärke und Philosophie weiß diese Frau überall Rath. Rußland ist ein ungeheurer Körper, von dem Europa blos den Kopf sieht, im achtzehnten Jahrhundert ist es der Kopf eines Weibes; Schönheit, Größe, Verrath, Grausamkeit, unersättliche Leidenschaften, die sich ermüden, aber nicht sättigen, Talent, Durst nach Ruhm und Sinnenreiz, dieß bot Katharina ihren Liebhabern, Europa und den Philosophen. Sie folgt dem Systeme Peters des Großen, und will, wie er, Rußland mit europäischer Cultur übertünchen. Aber sie hat nicht seine Gerechtigkeitsliebe; sie zerreißt Polen, und nimmt das größte Stück für sich; sie verräth Griechenland, das sie zum Aufruhr reizte; sie verletzt die heiligsten Rechte, cultivirt aber ihr Volk; sie überläßt sich der ungebändigsten Ausgelassenheit des Despotismus und ihrer Leidenschaften, aber sie vermindert die Abgaben, und stellt ein neues System der Verwaltung auf; unter ihr gedeiht der Handel und erstehen großartige Denkmäler. Voltaire wünschte ihr zu ihren Reformen in der Gesetzgebung Glück, und nannte sie die Semiramis des Nordens, eine

---

*) Alphons Rabbe in seiner: histoire de Russie.

beleidigende Schmeichelei, deren gute Seite nur Katharine verstehen wollte.

Aber wenn der zierliche, lebhafte Voltaire dem entschiedenen und körnigen Geiste Friedrichs zusagte, wer gefiel denn der Kaiserin?

Diderot. Seine Phantasie ist unermeßlich, wie die Steppen des Reichs, dessen Beherrscherin er sehen will. Sein Enthusiasmus findet und säet die orientalische Begeisterung, die zum Herzen Katharinens dringt. Diderot belebt, begeistert, vergißt sich, ergießt sich in rhetorischen Phrasen, in lyrischen Gesängen; Katharina nimmt die Ideen des Philosophen wie sein Entzücken auf, denn beides berührt sie angenehm; diese Ideen bilden ihren Geist und schmeicheln ihrem Selbstgefühle, ihr ist es genug, einen Philosophen an ihrem Hofe zu haben. Friedrich hat Voltaire bewirthet, sie besitzt Diderot. „Das Cabinet der Kaiserin steht mir alle Tage von drei bis fünf, manchmal bis sechs Uhr Nachmittags offen; ich trete ein, sie läßt mich niedersetzen, ich spreche mit derselben Unbefangenheit, die Sie mir gestatten, und beim Weggehen muß ich mir gestehen, daß ich in einem Lande, wo es nur Sclaven geben soll, ein ganz freier Mann bin. Ach, meine Freundinnen, welche Herrscherin, welche auserordentliche Frau, man schelte meiu Lob nicht feil, denn ich habe ihre Freigebigkeit eng beschränkt; man wird mir wohl glauben, wenn ich sie mit ihren eignen Worten schildere: Sie werden alle sagen, das ist der Geist Brutus in der Hülle Cleopatras."

„Sie vereint die Festigkeit des einen mit den verführerischen Reizen der anderen, eine unglaubliche Festigkeit ihrer Ideen mit aller Leichtigkeit und Eleganz des Ausdrucks; durchdrungen von der Liebe zur Wahrheit, die sie so weit wie möglich treibt, ist sie von den Vorfällen in ihrem Reiche eben so unterrichtet, wie Sie von denen in Ihrem Hause." *)

Ehe er den Hof Katharinas beschreibt, drückt er noch laut seine Erkenntlichkeit für ihre Gnade und Wohlthaten aus: „Große Fürstin, zu deinen Füßen stürze ich nieder, meine Arme strecke ich nach dir aus, ich würde sprechen, aber mein Gemüth ist beklommen, mein Kopf umflort, meine Gedanken verwirren sich, ich werde schwach wie ein Kind, und die wahren Gefühle die mich beseelen, ersterben mir auf

*) Mémoires, correspond. etc. de Diderot t. III. p. 118.

den Lippen.“ *) Diderot bediente sich mit Absicht der Sprache des Morgenlandes; das war klug.

Die Geliebte Potemkins genoß die Annehmlichkeiten und die Ehre der Philosophie, ohne ihre Gewalt zu ahnen. Die französische Revolution überraschte und erbitterte sie; Katharina wüthete, daß sie sich von den Ideen hatte dahinreißen lassen, all' ihre frühere Freundschaft für Frankreich war in Haß verkehrt, der Zorn des Weibes und der Kaiserin entflammte sie. Ihr Sohn Paul bewunderte den ersten Consul, wie Peter **III.** Friedrich den Zweiten; er wurde ermordet, Alexander, der glückliche Gegner Napoleons, scheiterte mit dem Plane, sein weites Reich mit christlich liebevollem Sinne zu erfüllen, und es so seiner Bestimmung entgegen zu führen.

Wohin wird das noch so junge Rußland, dieser Neuling unter den Staaten Europas schreiten, was wird es noch ausführen!

Schon oft ist bemerkt worden, Rußland verhalte sich zu Europa, wie die Barbaren zu Rom. Aber die germanischen Horden brauchten einem untergehenden Geschlechte nur noch den letzten Schlag zu versetzen, und wurden die Werkzeuge zu einer neuen christlichen Bildung. Rußland steht zwischen einer Barbarei und einer Gesittung, die sich nicht vertilgen läßt. Europa ist sich dessen wohl bewußt; die Landsleute Schillers und Göthes können keine Kosaken werden. Napoleons unvorsichtiger Heldenmuth hat Rußland Europa in einer zu drohenden Gestalt erscheinen lassen. Sobald er die Uebermacht auf dem Continente erlangt hatte, bekämpfte er Katholicismus und Ritterthum im Süden, und wagte sich zugleich auf die Eisfelder des Nordens gegen die Despoten-Monarchie Peters des Großen. Diesen beiden unklugen Anstrengungen war er nicht gewachsen. Die Franzosen waren unglücklich, weil sie die Grenzlinie europäischer Gesitung überschritten. Sie sind dahin zurückgekehrt, und können darauf vorwärtsschreiten, ohne sich um die Angst und Sorge derer zu kümmern, die an den Ufern der Newa das Rom der Scipionen erblicken. Deutschland ist die Vorhut, Frankreich der Mittelpunct, Italien bildet das Hintertreffen; England beherrscht das Meer; ein starker Wall edler Herzen gegen die moskowitischen Lanzen. Ueberdem ist ein despotisch regierter Staat allen Zufällen Preis gegeben, ich spreche nicht von

*) Supplément aux oeuvres complètes de Diderot. Edit. Berl. p. 325.

Verschwörungen, aber ein Kaiser kann die Sache der Barbarei verlassen; kurz, wie dem auch sei, falsch ist die Idee, Gott bedrohe Europa mit Rußland, wie mit einer Lawine; denn das heißt, uns in das fünfzehnte Jahrhundert zurück versetzen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Süden Europas. Spanien. Die Politik Alberonis. D'Aranda. Campomanes.

Die Geschichte des Nordens ist neu. Preußen und Rußland haben sich seit zwei hundert Jahren durch das Glück der Waffen und den Flug einer schnellen Gesittung hervorgearbeitet. Aber die alten Staaten des Südens haben zuerst die Finsterniß europäischer Barbarei zerstreut. Das Mittelalter bot ihnen einen weiten Spielraum, und sie begannen zuerst die neue Zeit mit den Fahrten und Gesängen Vascos, Camoëns und Columbus, mit dem Wiederaufleben der Künste und alten Literatur; und jetzt nähern sich dieselben Staaten des Südens, Spanien, Italien und Portugal, seit zwei Jahrhunderten durch die politischen und geistigen Umwälzungen Englands, Frankreichs und Deutschlands bearbeitet, dem Zeitpuncte des Erwachens aus ihrer Lethargie und ihrer Wiedergeburt.

Nur mit bedeutenden Opfern konnte sich die spanische Monarchie das Blut Ludwigs XIV. erhalten. Ein Mann wollte Spanien seine verlorne Größe wieder verleihen, das Haus Hannover stürzen, dem Herzog von Orleans die Regentschaft über Frankreich entreißen, Peter den Großen mit Karl XII. aussöhnen, und das System Europas verändern. Der Parmesaner Alberoni war Bruder Glockenläuter an der Kathedrale zu Piacenza, dann Canonicus und Capellan. In Angelegenheiten des Herzogthum Parmas wurde er von den Herzog von Vendome gesendet, fand Geschmack an diesen Geschäften, und wurde von dem Herzoge Philipp V. empfohlen, dessen Vermählung mit der Erbin von Parma er zu Stande brachte; er verdrängte die Prinzessin von Ursino, beherrschte die junge Königin, die wider den König regierte, und ward Minister,

Kardinal, Grande, und 1715 war der Bruder Glockenläuter Herr der spanischen Monarchie. Fünf Jahre lang setzte er Europa in Bewegung, aber es war unmöglich, dem Escurial das Glück Karls V. wieder zuzuwenden. Spanien war erschöpft, sein Katholicismus wankte, das Uebergewicht über Europa war ihm nicht mehr vergönnt. Alberoni verwickelte noch dazu die Sachen durch die projectirte Wiedereinsetzung der Stuarts, und zersplitterte so seine Kraft im Kampfe gegen die Revolution. Die Idee, dem Hause Orleans die Regentschaft zu entreißen, war nicht viel vernünftiger. Als im Jahre 1719 Spanien den Frieden verlangte, forderten England, Frankreich und der Kaiser einstimmig die Entsetzung Alberonis. So mußte dieser Mann der Last des gesammten, von ihm aufgeregten Europas erliegen; Alberoni hatte Talente; aber er verwendete seinen Ehrgeiz und seine Kühnheit schlecht, er kannte sein Jahrhundert und den Zustand Spaniens nicht genug, man sollte meinen, er wäre der unmittelbare Nachfolger von Ximenes.

Der Sohn Philipps V., Karl III., zeigte sich auf dem spanischen Throne als Mann von Gefühl und Verstand; ihm rollte französisch Blut in den Adern, er war ein glücklicher Reformator der altspanischen Sitten. Die Verwaltung des Grafen Aranda und Campomanes beherzigte die Lehren der französischen Philosophie, aber die Spanier hielten an ihrem Herkommen, und als man ihre Hüte und Mäntel abschaffen wollte, empörte sich Madrid. Auch wichtigeren Reformen leistete die Nation Widerstand, und Karl III. sagte: „Meine Unterthanen sind wie die Kinder, wenn man sie wäscht, weinen sie.“ Nur noch ungeduldiger wurde der reformirende König über die Hindernisse, die ihm die Mönche in den Weg legten, jene Miliz Spaniens, die noch unbesiegbarer ist, als seine alte Infanterie. Setzte man den König von dem Fehlschlagen einer Unternehmung in Kenntniß, so waren seine Worte: „Was für Mönche waren dabei im Spiele.“

Campomanes war der Turgot Spaniens. Mit seinen tiefen Kenntnissen in der Nationaloeconomie und Jurisprudenz wußte er die Wohlthaten und den Geist des Handels wohl zu begreifen. Er gab den Getreidehandel frei, veröffentlichte die Werke Alvarez Osorios und Martinez de Matas über den Landbau, und war ein würdiger Mitarbeiter Franklins, der ihn auch zum Mitglied der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia vorschlug; endlich betrieb er vereint mit dem Grafen Aranda die Vertreibung der Jesuiten. Die Gesellschaft

Jesu, deren Zweck die Unterdrückung der Reformation war, sah sich von allen Regierungen, die der Geist der Philosophie durchdrungen hatte, verbannt; aus Spanien, aus Portugal, aus Oestreich und Frankreich; nur Friedrich wollte sie nicht gewaltsam vertreiben. Der Graf Aranda, Präsident des Rathes von Castilien, betrieb ihre Verbannung mit unbeugsamer Strenge. Seiner Ansicht nach trat der Orden jeder Verbesserung hemmend entgegen, und mußte ohne alle Schonung behandelt werden.

Voltaire schrieb dem Minister, in Betreff der Manufacturen und Industrie, im Jahre 1771 von Ferney aus: „Ihre Manufacturen, mein Herr Graf, stehen hoch über den meinigen, aber Ihre Excellenz werden mir auch zugestehen, daß Sie etwas mehr Macht haben, als ich. Ihre Weine halte ich für die ersten in Europa. Wir wissen nicht, sollen wir dem Carnariensect, dem Garnacha, dem Muscatwein oder dem Malaga den Vorzug geben. Wenn der Wein von Ihren Gütern ist, so muß das gelobte Land in ihrer Nähe seyn. So wie er ankam, haben wir uns die Freiheit genommen, auf Ihre Gesundheit zu trinken. — Ihr Halbporcellan ist viel besser, als das Strasburger. Auch ich fabricire seidne Strümpfe, aber sie sind grob, und Ihre sind bewundernswürdig fein; vom Tuche will ich gar nicht sprechen, Ihre schönen Hammel kennen wir gar nicht. Ihr Tuch ist vielleicht eben so fest, als fein, und sehr gut gearbeitet, ohne jene Appretur der englischen und französischen Tücher, die meinem Geschmacke nicht zusagt, und nur ein Blendwerk für das Auge ist. Nehmen Sie meinen Dank, meine Bemerkungen, und meine Bewunderung für einen Mann, der mitten unter den großartigsten Unternehmungen auch in diese kleinen Einzelheiten dringt, wohl auf. Ich glaube, seit den Zeiten der Herzoge von Lerma und der Grafen von Olivarez hat Spanien keine solchen Fabriken gehabt. Heilig bewahre ich den feierlichen Erlaß vom 7. Febr. 1770, der die Inquisitionsfabriken etwas herunterbringt; dafür ist Ihnen ganz Europa verpflichtet." *) So durchdrang der Geist der Philosophie die alte Monarchie. Aber mit dem Tode Karls, kehrte Alles in das alte Gleis zurück.

Napoleon wollte in Spanien Ludwig XIV. nachahmen, das hat ihn und den Einfluß Frankreichs vernichtet. Das spanische Volk bewunderte den Kaiser, es würde für seinen

*) Correspond. gén. An. 1771.

Rath empfänglich gewesen seyn, aber gegen eine Usurpation, die die Halbinsel zur Provinz Frankreichs machen sollte, lehnte es sich auf. Was für einer Zukunft wird Spanien jetzt entgegen gehn? was wird die Geschichte eines Landes bringen, das so viele verschiedenartige Bevölkerungen bearbeitet haben, wo Sartorius kämpfte, wo Seneca und Lucan geboren wurden, das den Vandalen zur Beute, und diesen wieder von den Westgothen entrissen ward, um endlich den Arabern anheim zu fallen; der Schauplatz der wunderbaren Arabesken, das Besitzthum der Mauren, deren Hauptstadt mit ihrem Alhambra erst Ferdinand dem Christenthume erobern konnte; dieses Reich, um das Katholicismus, Mahomedanismus und Judenthum sich stritten; das zur Abwendung der Religionskriege und Ketzerei die Inquisition erfand; das düstre Reich Philipps **II.**, jenes Spanien, das die Reform mit ihrer mächtigen Hand noch nicht erreichen konnte. Um darüber auch nur die schwächsten Conjecturen aufzustellen, müßte man lange unter diesem Volke gelebt, seine Sitten und seinen Geist an seinem Heerde, in seinen Gebirgen und Schenken, mit ihren Mönchen und Maulthiertreibern, erforscht haben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Portugal. Carvalho de Pombal.

Zwei Nationen haben mit geringen Hülfsmitteln durch ihre Schifffahrt der Welt wesentlichen Nutzen geleistet; diese sind Holland und Portugal. Gewiß ist der Geist Amsterdams ein anderer als der Lissabons, aber der Vergleichungspunct des Vaterlandes von Camoëns mit dem Spinozas liegt darin, daß beide, ohne zu den Staaten erster Größe zu gehören, durch ihre Flotten und Kolonien die Gesittung Europas verbreitet und gefördert haben.

Tiefer prägte sich im achtzehnten Jahrhunderte der Geist der Philosophie auf dem kleinen Portugal, als auf Spanien aus. Die alten Freiheiten der Cortes von Lamego waren verschwunden, und in Lissabon, wie anderwärts, herrschte unumschränkt die königliche Gewalt. Unter Joseph **I.**, der **1750** den Thron bestieg, benutzte ein großer Minister seine Ge-

walt, um Portugal zu reformiren. Sebastian Joseph von Carvalho, später Marquis von Pombal, ein unbedeutender Edelmann, begann seine Laufbahn mit einer Sendung nach England. Das Erdbeben von Lissabon, das Voltairen zu einer philosophischen Elegie begeisterte, fand ihn schon als Staatssecretair. Der König, verlassen von allen seinen Ministern, sah nur noch Pombal neben sich und fragte, was er thun solle. „Sire, man muß die Todten begraben, und für die Lebenden sorgen." Ein einfaches kräftiges Wort, das den Herrschergeist verkündet. Pombal, den das Vertrauen des Königs unumschränkt walten ließ, baute Lissabon wieder auf, stellte eine thätige Polizei her, vertrieb die Jesuiten, schwächte die Herrschaft der Mönche, die er nur die „gefährlichsten Würmer, die den Staat zerfressen", nannte, demüthigte, wie Richelieu, den Adel, und hob den Unterschied zwischen alten und neuen Christen, das waren die bekehrten Juden, auf; er erweckte die Thätigkeit des Handels, des Gewerbfleißes und der Schifffahrt, beförderte das Studium der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, gründete neue Lehrstühle an der Universität von Coimbra, brachte sie in Flor, nahm der Inquisition die Censur, verbreitete die Werke der französischen Philosophen, erweckte den militärischen Geist Portugals, und wollte das Vaterland Vascos zur Größe Spaniens oder Englands erheben.

Ein fester leidenschaftlicher Wille beseelte Pombal; mit rascher Thatkraft regierte er Portugal; es schien, als wollte seine Energie die Kraft einer Gewalt verdoppeln, die ihm nur zu bald entrissen werden könnte. Und in der That stürzte ihn der Tod Josephs I.; Clerus und Adel fielen über ihn her, er wurde angeklagt, verurtheilt, verbannt, und starb 1782. Pombal war größer als das Land, in dem er auftrat.

Weder Spanien noch Portugal konnten sich im achtzehnten Jahrhunderte dauernder Verbesserungen ihres gesellschaftlichen Zustandes erfreuen. Die Geistlichkeit und der Adel des Mittelalters waren stärker als die Philosophie; noch jetzt ist für beide Länder ihre Vergangenheit ein Hinderniß; wann wird endlich jenseits der Pyrenäen der Tag für die Fortschritte der Aufklärung anbrechen?

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Italien. Neapel. Der Marquis von Tanucci. Toscana. Leopold.

Selbst wer die alte Geschichte nicht kennte, und jezt sähe, was für große Männer Künste, Krieg, Politik und Poesie im Mittelalter und sechzehnten Jahrhunderte aus dem Boden Italiens hervorrufen, müßte mit Bewunderung erfüllt werden. Wenn er aber auf einmal erführe, daß dieß schon die zweite Bevölkerung ist, daß das Vaterland Dantes, Macchiavels und Michel Angelos nicht mehr in seiner ersten Ernte begriffen ist, daß es zweimal die Schule und Meisterin der Welt war, würde er nicht mit tiefem Staunen, wäre auch sein Gefühl schon abgestumpft, die Größe Italiens begreifen? Nie können wir für dieses Land zu viel Ehrfurcht haben, um so mehr, als es immer unter deutschem Joche seufzte; Latium ist kein bloses Knochenhaus oder Antikenkabinet; Italien ist nicht erschöpft, und die Lenden dieser Niobe werden noch fruchtbar seyn.*)

Immer war zwischen Italien und Frankreich ein wechselseitiger Austausch und Einklang der Ideen. Nach dem Abtreten Vicos fand die französische Philosophie an Filanghieri und Beccaria gelehrige Schüler; doch hier will ich blos der Regierungen gedenken. Neapel reformirte bedeutend. Der Marquis von Tanucci, ein Toscaner, zuerst Rechtsgelehrter in Pisa, wo er über die Pandecten mit Grandi in Streit gerieth, wurde durch Karl von Bourbon nach Neapel berufen, der ihn als Karl III. zu seinem ersten Minister machte. Tanucci bekämpfte mit Festigkeit die Anmasungen Roms und die Privilegien der Barone. Er zwang die letzteren, den Beschwerden ihrer Vasallen abzuhelfen; der erste Anfang der Gleichheit vor dem Gesetz. Er verminderte die Sporteln der römischen Kanzlei, und beschränkte die Gerichtsbarkeit der Bischöfe. Auch die Inquisition wurde mit Nachdruck darnieder gehalten. Tanucci wollte die Gesetze durchaus umgestalten, und übertrug einer Commission Rechtsgelehrter die Abfassung eines Gesetzbuches, unter deren Mitgliedern Mariucca, Gennaro und Cirillo glänzten; aber die Reform war übereilt, und der Codice Carolino blieb bei den Hindernissen, die ihm Herkommen und Vorurtheil der neapolitanischen Gerichts-

---

*) The Niobe of nations. Byron.

höfe entgegenstellten, ohne Kraft und Ansehen. Im Jahre 1776 stürzten die Intriguen Oesterreichs und Englands den Marquis von Tanucci; 1783 starb er, und hinterließ ein ehrenvolles Andenken; aber die noch unvollendeten Reformen konnten dem schlechten Willen Actons und seiner Parthei nicht widerstehen.

Auch Toscana empfand den heilsamen Einfluß der neuen Philosophie, Leopold regierte mit Milde Florenz, er verminderte die Abgaben, gründete Manufacturen, gab den Handel frei, unterdrückte das Mönchswesen, und begünstigte eine Zeit lang die kirchlichen Reformen Scipio Ricci's, den er jedoch später fallen ließ. Aber eine Idee beschäftigte ihn vor allen, das war die Abschaffung der Todesstrafe; er strich aus dem Criminalrechte das ultimum supplicium. Der Tod Josephs I., dessen übereilte Unternehmungen er misbilligte, machte ihn zum Kaiser und erklärten Feind der französischen Revolution.

Italien wurde der Tummelplatz der Kämpfe zwischen Oestreich und Frankreich; 1792 war Frankreich besetzt; 1795 wurde der Friede mit Preußen abgeschlossen; 1797 dictirte Bonaparte den Frieden von Campo Formio. Nie ward Frankreich besser bedient und gerächt. Den 13. October 1797 erblickt der Oberfeldherr der italienischen Armee aus einem Fenster des Schlosses Passeriano die schneebedeckten Gebirge Noricums. „Welches Land! noch vor Mitte Octobers! nun müssen wir Frieden schließen, Venedig bezahlt die Kriegskosten und das Rheinufer. Das Directorium und die Advocaten mögen sagen, was sie wollen.“ Damals war dieser Mann noch in der Blüthe seines Genius, er trieb mit dem Kriege keinen Misbrauch und förderte das Werk der Revolution. In dem Frieden von Campo Formio trat der Kaiser an Frankreich die Niederlande für immer ab, an die cisalpinische Republik die östreichische Lombardei, Mantua mit seinem Gebiete, Bergamo, Brescia, Cremona, Peschiera. Von den Besitzungen Venedigs in der Levante nahm Frankreich Corfu, Zante, Cephalonien und Butrinto, Larta und Vonizza; aber Istrien, Dalmatien, die venetianischen Inseln des Adriatischen Meeres, die Mündung des Cattaro und Venedig verblieben dem Kaiser. Was konnte Oestreich der Verlust des längst ertödeten Vaterlandes der Foscarini und Falieri verschlagen?

Der Friede von Campo Formio war der wahre reine Triumph des Geistes der Revolution; er veränderte die Ein-

theilung Europas, machte Italien frei und stellte es unter französischen Schutz.

Noch ist Italien nicht von Gott verlassen und ohne Zukunft; wäre es erstorben, Eroberer und Dichter würden es nicht so lieben; Bonaparte und Byron würden es nicht zum Gegenstande ihrer Eroberungen und Gesänge gemacht haben. Warum hat der Sieger von Arcole in dem Lohne seiner Triumphe nur eine Krone mehr erblickt? Aber unter allen Dichtern, die Italien gefeiert, ist Byron der harmoniereichste, der gottähnlichste. Childe Harold läßt nichts mehr zu besingen und zu schildern übrig. Er ist auf der Erde umhergeirrt, hat die Meere durchschnitten, den Leidenschaften und Weibern des Morgenlandes gefröhnt, er betrat Griechenland, lebte mit den Moreoten und Albanesen, durchschritt den Schauplatz der Thaten Themistokles, im ewigen Umherschweifen suchte er die Qualen seines Herzens zu vergessen, endlich kommt er nach Rom, das war der letzte Triumph der Beherrscherin der Welt, daß sie einen Augenblick das Herz Byrons erfüllen konnte. Er betrat die Hauptstadt des Menschengeschlechts, seine Trauer vermindert sich, fast ist er getröstet; und frei von seinen Schmerzen fügt er dem Bericht von seiner Pilgerschaft den letzten Gesang hinzu.

Stille! alle die ihr von Roma sprecht, mischt eure Stimmen nicht in Harolds Töne; Byron ward gesendet, die Trümmer vor ihrem Aufbau zu besingen; wie Jeremias vor der Ankunft Jesu Christi über Jerusalem weint.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der französische Staat. Der Herzog von Choiseul. Innerer Zustand der Monarchie.

Unsere Wanderung durch Europa ist vollendet, wir kehren nach Frankreich zurück. In Frankreich, dessen Ideen durch ganz Europa drangen, ward ein regelloses aber unverwüstliches Leben laut. Der alte Glaube starb; die Monarchie mit ihren Instituten war erstarrt, neun und fünfzig Jahre lang (1715—1774) war die Nation auf geistige Beschäftigungen verwiesen; man dachte, nach dem Ausdrucke des Jahrhunderts; und der Gedanke ist die piquanteste Würze der Freuden

und Gelage. Gab es auch eine andere Zerstreuung? Der kriegerische Sinn konnte blos in der Erinnerung an Fontenay und Laufeld leben; Ludwigs XV. Regierung hatte alle Fehler, auch den einer zu langen Dauer, und ihre monotone Erbärmlichkeit mußte der Nation drückend werden. Nur ein Minister brachte Herz und Geist in die Verwaltung. Der Herzog von Choiseul, erst Gesandter in Rom, dann in Wien, erlangte durch Frau von Pompadour die Gewalt, und machte einen edeln Gebrauch davon; er fand die Verbindung Oestreichs mit Frankreich locker, deren Fortsetzung aber nothwendig; brachte nützliche Reformen in der Armee an, unterzeichnete den Familientractat, trug viel zum Ausbruch der ersten Mishelligkeiten zwischen England und Amerika bei, erregte einen Krieg der Türkei gegen Rußland, hinderte die Plane Friedrichs und gab Frankreich das Vaterland Napoleons. Ein stolzer, weitumfassender Geist und ein fester Wille beseelte ihn, er war unbeugsam gegen die Jesuiten, der Philosophie geneigt, lüstern nach Ruhm, und noch war er mitten in der Verfolgung seiner glänzenden Plane begriffen, als er den unwürdigen Intriguen einer Hofdame erliegen mußte; die öffentliche Meinung rächte ihn, und der König sah zum ersten Male, wie seine Ungnade den, den sie traf, zum Triumphator machte.

In den letzten Jahren Ludwigs XV. wurde in Paris viel gelacht; Maupeou hielt sein Parlament versammelt und Beaumarchais schrieb; die alte Monarchie ging in lauter Freuden unter; die frühere Geschichte des Parlamentes und seine ewige Opposition sollte den königlichen Despotismus rechtfertigen; die Krone sollte, wie man sich ausdrückte, der Justiz genommen werden. Das Parlament hielt sich gut, und fiel mit Würde; es wurde verbannt, und seine Nachfolger, dem Willen des Hofes fügsam, ohne Credit und Ansehn, waren traurige Vertreter eines Harlay und Molé. Voltaire freute sich über den Untergang der alten Institute, und ohne es zu wollen, bahnte der Hof selbst dem geistvollen Neuerer den Weg. Aber nun kommt ein eigener Vorfall: Meaupeou's Parlament war seit einigen Monaten versammelt, da fiel es einer um ihren Proceß bekümmerten Parthei ein, es könne ihrer Sache nichts schaden, wenn sie dem Secretäre eines der Richter ein kleines Geschenk mache; dieß lief aber schlecht ab, und Beaumarchais wurde des Versuchs der Bestechung beschuldigt. Ein schimpflicher Tod sollte sein Loos seyn, aber er nahm den Kampf an. Noch mehr, er macht

seine Sache zur Angelegenheit des Jahrhunderts, er weiß das Publicum fur sich zu gewinnen, er bleibt nicht bei seiner Vertheidigung stehen, er ergreift die Offensive, es handelt sich nicht mehr um fünfzehn Louisd'or, sondern um die Lächerlichkeit des neuen, oder vielmehr des alten Magistrates. Beaumarchais, dessen Feinde nur die ministeriellen Richter eigentlich waren, opfert die ganze alte Majestät des Parlaments, und verwandelt die letzten Reste der Achtung des Publicums in verachtende Ironie. Beaumarchais, der im Palaste, wie auf dem Theater liebenswürdige, lustige Revolutionär, der launige Spötter über Adel und Regierung, amüsirt sich damit, beide zu beleidigen, ohne sie vernichten zu wollen.

Betrachten wir nur die politischen Institute und die Monarchie, so ist Alles im Absterben und Erstarren; fassen wir aber die gesellschaftlichen Zustände ins Auge, so sprudelt und lebt Alles; das Alter verzweifelt an einem Jahrhunderte, das es nicht begreift, mittelmäßige und bornirte Köpfe betrachten Alles mit unbehaglichem Mistrauen, aber die Jugend ist trunken von Hoffnung und Stolz; sie stürzt in das Theater, um Lekain zu hören, den Voltaire nie entbehren konnte; sie legt die neue Heloise bei Seite, um den Gesellschaftsvertrag dafür in die Hand zu nehmen; das Geschlecht hat sich verjüngt; die Kinder der Zeitgenossen Voltaires und Rousseaus erheben sich; Mirabeau, der Freund der Menschheit, hält seinen Sohn gefangen; die junge Welt studirt, denkt, lacht, freut sich ihres Lebens, verachtet das Hergebrachte, glaubt nur an sich selbst, und phantasirt über die Zukunft. So war die französische Nation zugleich alt und jung, traurig und freudig, trostlos und hoffnungsvoll, und blind einer Zukunft ergeben, die Alles, was man bis jetzt in der Geschichte erlebt hatte, übertreffen sollte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Auftreten Ludwigs XVI. Die Hoffnungen der Nation.

Endlich starb Ludwig XV., und Ludwig XVI. wurde im Mai 1774 mit Freuden als König begrüßt. Die leicht-

gläubigen Völker geizen mit ihren Hoffnungen nicht; ein junger Fürst, dessen Geist und Körper für wohlthätige Eindrücke offen schien, mußte nach der Meinung des Volkes ein glückliches Regiment führen.

In der Welt der Geister hatte sich vieles geändert, man wollte die Ideen ins Werk setzen; man gestattete den Philosophen den Zutritt zur Gewalt; von allen Seiten bestürmte man den König, das Steuer des Staates den Händen der Philosophen anzuvertrauen.

Noch fünfzehn Jahre genoß die Regierung der Ruhe, der Liebe des Volkes und der Unterstützung des jungen Zeitgeistes. Nun wollen wir sehen, wie sie beides benutzte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Turgot.

„Sie werden bald einen Besuch erhalten," schrieb den 22. Septbr. 1760 d'Alembert an Voltaire, „von dem ich Sie immer benachrichtigen will. Der Requetenmeister Turgot, ein philosophisch gebildeter, aufgeklärter und kenntnißreicher Mann, und einer meiner besten Freunde ist es, der Sie heimsuchen will." Hier ist ein Requetenmeister, klug und kühn, den wir fünzehn Jahre später als Minister Ludwigs wiederfinden.

Anna Robert Jacob Turgot ward geboren zu Paris den 10. Mai 1727. Seine Familie war eine der ältesten aus der Normandie. Der Name Turgot ist normännischen Ursprungs und kommt seit dem zehnten Jahrhunderte in der Geschichte Schottlands und Englands vor. Den ersten Unterricht genoß der junge Turgot im Collegium Ludwigs des Großen, dann kam er in die höheren Klassen des Collegium Plessis, und zuletzt in das Seminar St. Sulpice. Von seiner Familie für die Kirche bestimmt, studirte er zwar die Theologie, aber ohne sich ordiniren zu lassen, und als ihn später die Abbés von Cicé, Brienne, Very und von Boisgelin drängten, sich durch die Kirche den Weg zu Würden und zum Ministerium zu bahnen, erwiederte er ihnen: „daß er

sich nicht entschließen könne, sein ganzes Leben hindurch eine Maske zu tragen."

Im December 1749 ward er Prior der Sorbonne; den 13. Juli und den 11. Decbr. 1750 hielt er zwei lateinische Reden, die er später in das Französische übersetzte, und die man, seines frühreifen tiefen Verstandes halber, bewundern muß. In seinem drei und zwanzigsten Jahre war er mit dem Griechischen vertraut, schrieb mit Leichtigkeit englisch, verstand das Deutsche, Italienische und etwas Spanisch, und übersetzte sehr viel aus den alten, wie aus den neuen Sprachen. Er kannte die Metaphysik und widerlegte Berkeley und Maupertuis; er fing eine geographisch politische Abhandlung an, und eine Reihe Vorlesungen über Universalgeschichte. Im Jahre 1751 verließ Turgot, 24 Jahre alt, den geistlichen Stand. Die Stelle eines königlichen Advocaten, wo er sein Rednertalent hätte ausbilden können, konnte er zu seinem großen Verdrusse nicht zu kaufen bekommen, doch ward er Substitut des Generalprocurators, und ein Jahr nachher Parlamentsrath, noch ein Jahr später Requetenmeister. Damals lieferte er die Artikel existence, etymologie, expansibilité, force und fondation in die Encyclopädie. Er studirte Chemie, Naturgeschichte, die höhere Mathematik und Astronomie.

Damals beschäftigte man sich mit Systemen über Ackerbau und Handel; vorzugsweise aber mit Gegenständen der Landwirthschaft uud der ihr verwandten Nationalökonomie; diese Gelehrten nannte man Oekonomisten. An ihrer Spitze stand Quesnay, Arzt der Frau von Pompadour. Ludwig XV. liebte ihn, nannte ihn nur seinen Denker, und gab ihm drei Dreifaltigkeitsblumen in sein Wappen. Der Marquis Mirabeau schrieb ein dickes Buch über Ackerbau und Bevölkerung, seinen „Freund des Menschen", machte aber doch die Grundsätze darüber dem Volke zugänglich; er stiftete landwirthschaftliche Vereine, und man fing an, mit Versuchen zu experimentiren. Zu derselben Zeit ordneten sich die Grundsätze über Verwaltung und Freiheit des Handels. Diese Fortschritte verdankte man dem Herrn von Gournay, der, lange Zeit Negociant, später Intendant des Handels wurde, und mit vielem Nutzen La Rochelle, Bordeaux, Montauban, ganz Guyenne, Bayonne, das Orleanssche, Anjou, Maine und die Bretagne bereiste. Gournay behauptete, die Sperre fremder Waaren und das Ausfuhrverbot roher Artikel seyen der Wohlfahrt des Landes hinderlich; Privilegien hemmten

die Industrie, und Freiheit allein könne den Handel beleben. Gournay starb 1759, und Turgot schrieb sein Elogium.

Turgot folgte der neuen Theorie Quesnays und Gournays über Handel und Landwirthschaft; nach dem Tode des letzteren, den er auf seinen Reisen als Intendant begleitet hatte, ging auch er auf Reisen, sah die Alpen, die Schweiz, Voltaire, und kehrte über den Elsaß nach Frankreich zurück, nahm seine Arbeiten wieder auf, und wurde bald Generalintendant von Limoges.

Während seiner dreizehnjährigen Intendantur war er unermüdet in wohlthätigen Reformen, ließ ein genaues und gleichförmiges Kataster aufnehmen, befreite die Provinzen von der Last der Hofdienste, erleichterte den Militärdienst, suchte die Nachtheile einer zweijährigen Hungersnoth durch Freiheit des Handels wieder auszugleichen, schrieb sieben Berichte an das Ministerium, das alle Intendanten wegen der Gesetzgebung über den Getreidebau zu Rathe zog, führte unter den Limusinern den Kartoffelbau ein, gab den Arbeiten des landwirthschaftlichen Vereins von Limoges eine heilsame Richtung, und veröffentlichte herrliche „Betrachtungen über das Entstehen und die Vertheilung des Reichthums.“ Ein Werk, was um so merkwürdiger wird, als es vor Adam Smith erschien. Zwei junge Chinesen, Ko und Jang, wollte er dadurch in den Stand setzen, ihm bei ihrer Rückkehr nach Kanton auf alle seine Fragen über Chinesische Industrie und Kunst Aufschluß zu geben.

Turgot war der Mann, an den sich die öffentliche Stimme unter der jungen Regierung Ludwigs XVI. wandte, als sie Reformen wollte; sofort erhielt er das Ministerium der Marine, um ihm nur einen Platz in der Verwaltung zu geben. Nur fünf Wochen bekleidete er diesen Posten, und vieles Gute that er in diesem Zeitraume, dann ward er General-Controleur der Finanzen (im Jahre 1774). Noch am Tage seiner Ernennung legte er dem Könige die Grundsätze der neuen Vewaltung vor: „Kein Bankerott, keine neuen Abgaben, keine neuen Anleihen.“ Der neue Minister gab den Mehl- und Getreidehandel im Innern und von Provinz zu Provinz frei; er bildete eine Special-Regie der königlichen Domänen, schaffte die Stelle eines Hofbankiers ab; verbesserte die Regie der Generalpächter, und hob die käuflichen Handelsintendanturen auf. Ein unsinniger Aufstand trübte seine Verwaltung. Ein Theil des Pariser Pöbels ließ sich nehmlich überreden, daß die Freigebung des Getreidehandels die Hun-

gersnoth herbeiführe, und Turgots chimärische Versuche ihnen das Brod entzögen. Die Emeute wurde schnell gedämpft, aber sie schwächte das Ansehn des Ministers. Indessen trat Malesherbes in das Ministerium und konnte den Finanzcontroleur unterstützen. Ueberall wurden die Frohndienste durch ein allgemeines Gesetz, und durch verhältnißmäßige Vertheilung unterdrückt. Diese Masregel misfiel dem Parlamente, das in seinem Bedenken die Unverschämtheit hatte, zu sagen: „das französische Volk dürfe nach Willkühr mit Steuern und Frohndiensten belegt werden, dieß Recht sey ein Theil der Verfassung, daher stehe es nicht in der Macht des Königs, es zu ändern." Ein Versailler Edict vom Februar 1776, das beim Parlamente einregistrirt werden mußte, schaffte die Handwerksgeschwornen ab; in der Einleitung hierzu setzte Turgot die Vortheile der Handelsfreiheit aus einander. Unterdessen traten der Adel, das Parlament und die Geistlichkeit vereint gegen die philosophische Verwaltung Turgots und Malesherbes auf. Der junge Ludwig war in der Gewalt eines alten Narren, eines jener Menschen, die die Könige von einem unverbesserlichen Fehler zum andern verleiten. Der Graf von Maurepas, ein eitler Hofmann, eingebildet auf seine Ahnen, brachte Malesherbes dahin, daß er seine Entlassung verlangte; Turgot erhielt sie. Mit den größten Entwürfen beschäftigt, wurde ihm die Gewalt entrissen; in jeder Provinz wollte er eine Municipalverfassung herstellen, und Provincialversammlungen errichten; er wollte den Adel und die Geistlichkeit eben so steuerpflichtig, als den dritten Stand machen; er wollte einen Theil der Staatsgüter veräusern, um die Finanzen wieder herzustellen, er wollte die Abgaben vermindern; alle Hypotheken sollten nur specielle seyn, und allemal vor der Ortsobrigkeit gerichtlich eingetragen werden; so wären die Schulden der Grundeigenthümer bezahlt gewesen. Er wollte eine nationale Erziehung begründen: Voltaire schrieb ihm: „Herr von Trüdaine ist Zeuge des Entzückens, das Sie in allen Ländern, die uns umgeben, hervorgebracht haben. Wir sehen ein goldnes Zeitalter aufgehen, und lächerlicherweise giebt es in Paris noch so viele aus dem eisernen. Zu meiner Beruhigung können Sie, wie man mich versichert, auf die Festigkeit des jungen Sesostris rechnen, das war bis jetzt meine größte Sorge. Ich wage nicht, Sie um die Bestätigung dieser glücklichen Mittheilung zu bitten, von der das Schicksal einer ganzen Nation abhängt; aber ich gestehe, ich möchte gern vor meinem Tode darüber Gewißheit

haben" u. s. w. Voltaire erlebte die Ungnade Turgots, die die Tugend des jungen Sesostris so sehr in Schatten stellte; der gestürzte Minister lebte seinen Freunden und Studien, er correspondirte mit Smith, mit dem Doctor Price, mit Franklin, man sagt, er habe ein größeres Werk schreiben und darin alle seine Ansichten und Erfahrungen niederlegen wollen. Condorcet *) hat einige seiner Meinungen und Ideen aufgezeichnet. Er starb den 18. März 1781 im fünfzigsten Jahre; nur Malesherbes sollte einen rühmlichen Tod in der Revolution finden, welcher beide zuvorzukommen versucht hatten.

Malesherbes hatte 1771 und 1774 die Einberufung der Generalstaaten verlangt, er liebte die Philosophen, brachte ihre Werke in Umlauf, und ersetzte durch seine Toleranz die Freiheit der Presse.

Gleich beim ersten Anblick erscheint Turgot als ein wegen seiner Größe und universellen Bildung bewunderswürdiger Geist. Alles hat dieser Mann studirt. Erst drei und zwanzig Jahr alt, 1750, in demselben Jahre, wo Rousseau auftrat, hatte er schon zwei berühmt gewordene Reden verfaßt. Er begriff das Fortschreiten der Geschichte und der Menschheit; er gab dem Christenthum seinen historischen Werth, und prophezeite mit folgenden dichterischen Worten die Emancipation Amerikas: „Kolonien sind wie Früchte, die nur, so lange sie unreif sind, am Baume hängen bleiben; können sie aber für sich bestehen, thun sie, was Karthago that, und eines Tages Amerika thun wird." Allerdings ist nicht alles in diesen beiden Reden gleich wahr und kräftig, aber gewiß ist kein junger Mann in seinem drei und zwanzigsten Jahre ein umfassenderer und reiferer Philosoph gewesen. Er war Staatsökonom und Rechtsgelehrter; er begriff die Fortbildung des Civilrechts, und nie betrachtete er das Recht des Eigenthums als eine unwandelbare scholastische Entität; seine Feder bereitete die Einziehung der Güter des Clerus vor, er legte in der Encyclopädie die unwiderlegbaren Gründe nieder, mit denen Mirabeau in der Constituirenden sich waffnete. Er zeigte, wie widersinnig es sey, eine Stiftung, das Werk eines individuellen Willens, mit unwandelbaren Schranken zu umschanzen. „Ich will annehmen, in ihrem Ursprunge habe eine Stiftung ihren unbestreitbaren Nutzen gehabt, man habe geeignete Vorkehrungen getroffen, um sie nicht durch

---

*) Vie de Turgot. Auch Dupont de Nemours ist zu vergleichen.

Faulheit und Nachlässigkeit ausarten zu lassen; die Beschaffenheit ihrer Fonds schütze sie vor den Umwälzungen der Zeit, denen alle Reichthümer des Staates ausgesetzt sind; immer noch bleibt die Unbeweglichkeit, die die Gründer ihnen zu geben gesucht haben, ein bedeutender Uebelstand; denn die Zeit führt neue Umgestaltungen herbei, die den ursprünglichen Nutzen jeder Einrichtung verschwinden lassen, und sie selbst schädlich machen können. Der Staat hat nicht immer dieselben Bedürfnisse; die Beschaffenheit und Vertheilung des Eigenthums, der Antheil der verschiedenen Volksklassen daran, Meinungen, Sitten, die Lieblingsneigungen der ganzen Nation oder einzelner Theile derselben, selbst das Klima, Krankheiten und andere Zufälle des menschlichen Lebens, sind einem ewigen Wandel unterworfen; neue Bedürfnisse werden fühlbar, andere verschwinden, der Einfluß der bleibenden wechselt von Tag zu Tag, und mit ihnen zugleich verschwindet oder verringert sich der Nutzen derjenigen Institute, die ihretwegen ins Leben gerufen wurden. Die meisten solcher Einrichtungen bestehen viel länger als ihre Zweckmäßigkeit, denn erstens giebt es immer solche, die Nutzen aus ihnen ziehen, und deshalb für ihre Erhaltung sind; zweitens, selbst wenn man von ihrer Zweckwidrigkeit überzeugt ist, dauert es immer noch lange, ehe man zu ihrer Vernichtung sich entschließt, und sich über die nothwendigen Masregeln und Formen vereinigt, wie die Jahrhunderte hindurch befestigten Gebäude, die oft wieder andern, die man nicht gern erschüttern möchte, zum Stützpunkt dienen, abgetragen, und ihre Trümmer verwendet oder vertheilt werden sollen. Drittens dauert es lange, ehe man sich von ihrer Entbehrlichkeit überzeugt, so daß sie oft, noch ehe man sie für entbehrlich hielt, schon schädlich geworden sind. Endlich ist kein menschliches Werk für ewige Dauer geschaffen, und weil die frommen Stiftungen, stets von der Eitelkeit vervielfältigt, nach und nach alles Privatvermögen und Eigenthum aufzehren würden, muß man an ihre Vernichtung gehen. Wenn alle Menschen sich ein Grabmal bauen wollten, so hätte man, wenn Boden zum Ackerbau gefehlt hätte, diese unfruchtbaren Monumente umstürzen, und die Asche der Todten wegschaffen müssen, um die Lebenden zu nähren."

Aber was fehlte diesem weitumfassenden reichen Geiste? die Kunst und die Kraft des Meisters; er faßte auf, ohne schaffen zu können; Turgot hat kein Meisterwerk hinterlassen, und sein Styl, den manchmal Strahlen der Einbildungskraft

und des Scharfsinnes durchblitzen, bleibt immer unvollendet, unvollkommen und formlos; eine plastische kraftvolle Hand hätte ihm noch die Vollendung der Unsterblichkeit geben sollen. Er hatte wohl eben so viel Geist als Montesquieu bei Auffassung der Ideen, es war ihm aber nicht gegeben, als Dichter und Gesetzgeber zu sprechen. Dieser unermeßliche Geist hat nur mittelmäßige und abgebrochene Klänge gegeben, er hat nicht für das Volk und seine Unsterblichkeit getönt. Der Staatsmann hatte dieselben Fehler, wie der Schriftsteller. Er faßte auf, ohne zur Ausführung und Vollendung zu kommen, er war zu gut, zu bereitwillig; es fehlten ihm die energischen Leidenschaften, Begeisterung und Begierde des Kampfes. Warum suchte er nicht den Adel zu demüthigen, Ludwig XVI. zu beherrschen, und Maurepas zu entfernen? warum zerschmetterte er nicht seine Feinde mit der Stimme und der Macht seines Jahrhunderts? Er dachte, ohne zu wollen; er gab zu leicht die Gewalt auf; er liebte seine Studien mehr als sein Ministerium; seine Verwaltung in Limoges war gut, sein Ministerium in Versailles ohnmächtig, bald trug er Geringschätzung, bald Schüchternheit auf eine ungeschickte Art zur Schau. Als Reformator trat er feindlich gegen Geistlichkeit und Adel auf, wußte aber dabei nicht den Enthusiasmus des Volkes zu gewinnen; so fehlten ihm die Waffen, die Tugenden und die Fehler der Helden der Revolutionen. Die Monarchie hat es zu beklagen, daß Turgot kein Richelieu war, aber sie ahnte so wenig das Drohende der Gefahr, daß sie selbst sich der Hülfsmittel beraubte, die ihr Malesherbes Freund in seinen noch unvollendeten Fähigkeiten bot.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Einfluß Amerikas.

In demselben Jahre, wo Maurepas die Entlassung der beiden Reformatoren bewirkte, erschien Benjamin Franklin am Hofe von Versailles. Er war der Sohn eines Handwerkers, eines Lichterziehers, und der Schüler Plutarchs und Lockes; er hatte in mehrern Druckereien gearbeitet, und in mehre Zeitschriften Artikel mit glücklichem Erfolge geliefert.

Eine Zeitlang arbeitete er als Setzer in London, ging dann nach Philadelphia, verheirathete sich hier und gründete eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung und eine gelehrte Gesellschaft. Später gab er ein populäres Taschenbuch „der gute Freund Richard" heraus; wurde Abgeordneter beim Congresse Pensylvaniens; erfand den Blitzableiter; ging nach London, um dort für die Kolonien zu sprechen; wurde nach seiner Rückkehr nach Amerika wieder dorthin gesendet, erschien vor dem Parlamente, sprach mit Freimuth und Festigkeit, kehrte 1775 wieder nach Amerika zurück, und als sein Vaterland seine Unabhängigkeit proclamirte, erschien er in Versailles, und bat hier um den Beistand und die Anerkennung Frankreichs. Die andere Hemisphäre, das weite Land jenseits des Meeres, wo der Kaufmann mit dem Kolonisten im Bunde dem britischen Löwen die Freiheit abkämpfte, war der Gegenstand des Gespräches zu Paris; man verschlang sein Manifest; Lafayette weihte sich seiner Sache; man drängte sich um Franklin, Jefferson und Adams.

Das war ein Land ohne alte Königswürde, ohne mächtigen Clerus, ohne Lehnsadel; es wollte eine seiner gesunden Vernunft und seinem Muthe angemessene Freiheit. In aller Einfachheit erklärte es sich zur Republik, seine Haltung war frei von allem declamatorischen Schwulste. Den 9. Juli 1778 erklärte es sich zuerst zu einem Bundesstaate, man beeilte sich, in der Bundesacte das Verhältniß der Freiheit eines jeden einzelnen Staates zur Gesammtheit der neuen Republik in seinen wichtigsten Beziehungen festzustellen. Aber 1787, im zwölften Jahre der Unabhängigkeit, ward eine neue Bundesverfassung*) unter Washingtons Vorsitze begründet, die nun schon seit 46 Jahren Amerika beherrscht. Nach ihr übt ein Senat und die Abgeordnetenkammer die gesetzgebende Gewalt; die Abgeordneten werden von dem Volke, die Senatoren aus den Beamten eines jeden einzelnen Staates gewählt; beide werden für ihre Bemühungen entschädigt. Der Congreß bestimmt die Abgaben, bezahlt die Staatsschulden, nimmt Anleihen auf, wacht über den auswärtigen Handel, schlägt die Münze, ermuntert Künste und Wissenschaften dadurch, daß er auf eine bestimmte Zeit ein ausschliesendes Recht auf die Werke des Geistes und nützliche Erfindungen sichert, bestellt

*) Mélanges politiques et philosophiques extraits des mémoires et de la correspondence de Thomas Jefferson par L. P. Conseil. T. I. p. 127.

die dem obersten Gerichtshof untergebenen Gerichte, erläßt Kriegserklärungen, hebt Armeen aus, unterhält sie, schafft und unterhält die Seemacht, und sorgt für die Organisation, Bewaffnung und Disciplin der Truppen; endlich giebt der Congreß die Gesetze und führt die Verwaltung. Der Präsident der vereinigten Staaten ist mit der vollziehenden Gewalt bekleidet; vier Jahre dauert seine Function, stirbt er, nimmt er seine Entlassung oder wird er unfähig, so ersetzt ihn der mit ihm zugleich erwählte Vicepräsident. Er ist Oberbefehlshaber des Heeres und der Flotte der vereinigten Staaten und der Miliz der einzelnen Vereinsstaaten; er schließt mit Vorwissen und Uebereinstimmung des Senats Verträge ab, ernennt die Gesandten, die öffentlichen Beamten und Consuln, er wacht über die Vollziehung der Gesetze, und nimmt alle Staatsdiener in Pflicht. Der Bund gewährt jedem einzelnen Staate die republikanische Verfassung. Der Congreß schlägt Amendements zu der Verfassung vor, sobald zwei Drittheile der Abgeordnetenkammer es für nöthig halten; oder er beruft, auf den Antrag von zwei Drittheilen der Legislaturen der Vereinsstaaten, eine Versammlung zur Fassung der Amendements, die die Bestätigung der ordentlichen oder auserordentlichen Legislaturen von drei Viertheilen der übrigen Staaten erhalten müssen.

Alles dieß war, wenn auch nur oberflächlich bekannt, den Franzosen doch etwas ganz neues; es lag am Tage, daß ein großes Land sich selbst regieren könne; die Freiheit der neuen Zeit ward geboren, sie war nicht mehr das ausschließende Eigenthum Englands und der Geschichte vergangener Zeiten. Auch Franklin diente als lehrreiches Beispiel. Wie das Volk, dem er diente, war er aus sich selbst hervorgegangen, und in Versailles zeigte der edle Greis, was Alles ein Einzelner, wie ein ganzes Volk, der Arbeitsamkeit und Willenskraft verdanken kann.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Einberufung der Generalstaaten. Constituirende Versammlung. Neue Zeitrechnung von 1789. Syeyes. Mirabeau.

Als die Staaten des Alterthums ihrem Falle entgegenschritten, erhoben sich die Stoiker, um verschränkten Arms

Bayerische Staatsbibliothek München

ihren beobachtenden Blick auf die Tyrannei zu heften, und die Menschheit ehrte diese erhabene Ohnmacht. Aber der Mensch ist nicht geboren, um immer nur das Schlechte zu bekämpfen, ohne das Gute zu vollbringen; er findet, daß er herrschen muß, wenn er leben will; deshalb verließ er den starren Stoicismus, ward Christ, Katholik, Protestant, zuletzt Revolutionär. Dem Beobachter ist die Kettenfolge der Ideen klar, ihre Verwirklichung nothwendig, ihre Gewalt unwiderstehlich. Diese Stufenfolge führt uns zu einer allgemeinen, noch nie dagewesenen Auflösung des gesellschaftlichen Zustandes, da ist es nicht mehr die Handlung eines Einzelnen, nein, die Aufregung der ganzen Nation; nicht mehr die Gewalt eines Gesetzgebers, sondern die Macht des Volkes. Es ist dieß ein Schauspiel, das Beachtung verdient, denn von dem Verständnisse der französischen Revolution hängt das Schicksal des neunzehnten Jahrhunderts ab.

Mit Voltaire und Turgot verschwanden die letzten Hoffnungen auf die Monarchie. Das Königthum war den Gemüthern entfremdet, die gesammte Jugend folgte ihrem Jean Jacques, und opferte dem Verfasser des Gesellschaftsvertrages selbst den Ruhm des großen Friedrich. In dem letzten Jahrzehnt vor der Revolution stieg Rousseaus Ansehn immer mehr, und Voltaire sank. In den Thürmen zu Vincennes schrieb Mirabeau: „Hast Du die Stirn, mich mit Rousseau, einem der größten Schriftsteller, die geboren wurden, zu vergleichen? Es giebt herrliche Stellen in seinem Emil, sagst Du, was ist denn nicht herrlich in ihm? seine erhabenen Lehren, seine bewundernswürdigen Einzelnheiten, sein bezaubernder Styl, sein tiefeindringender Verstand, die Neuheit seiner Wahrheiten, seine vollendeten Beobachtungen. Weißt Du wohl, daß Du von einem Meisterwerke des Jahrhunderts sprichst? Ich will Dir die Heloise lassen, wenn Du zugiebst, daß dieses regellose, fehlervolle, vielleicht schlecht aufgefaßte, und oft nachlässig behandelte Werk doch von mannigfachen Schönheiten glänzt; hundert Mal habe ich eine Kritik über die Heloise schreiben wollen, und hundert Mal habe ich geweint, bewundert, gelesen, wieder gelesen, und die bedauert, die strenger seyn konnten als ich. Voltaire, dieser Voltaire, den seine eigne Geistesgröße so über allen Neid erhob, wie hat er den tugendhaftesten der Menschen beleidigt, der unglücklich, arm, verfolgt, seinem Geschmacke nicht huldigen wollte, und, sagen wir es frei, in dem seinigen über ihn stand! Voltaire, überall unsterblich, Voltaire, der mehr als irgend

Bayerische Staatsbibliothek München

Einer die Bewunderung und Verachtung seines Zeitalters verdient, war auf der Bühne ein Stern erster Größe, in jedem Verse ein großer Dichter, ein Wunder in der Geschichte des Menschen; aber in seinen historischen und philosophischen Werken war er oft nichts als ein Schöngeist, während Rousseau, verehrungswürdig wegen seines Charakters, seines edeln unbeugsamen Muthes, der Natur seiner Arbeiten, als ein Gott der Beredtsamkeit, ein Apostel der Tugend dasteht, uns immer zur Anbetung zwingt, und sein erhabenes Talent nie durch Hohn oder Schmeichelei entwürdigte." *) Mirabeau, damals dreißig Jahre alt, repräsentirt hier die Gesinnungen der gesammten Jugend.

Ich will nicht alle die politischen Ereignisse einzeln aufzählen, nicht von den Intriguen des Hofes, der Frivolität Calonnes, den Versuchen Briennes, nicht von Neckers verunglückter Fortsetzung des Turgotschen Systemes will ich hier sprechen. Malesherbes, das Parlament, die Geistlichkeit, wollten die Einberufung der Generalstaaten, sie fand den **1.** Mai **1789.** statt. Mit ihnen beginnt eine neue Zeit, die wir alle kennen, deren Charakter und Resultat aber wir näher ins Auge fassen wollen.

Die Generalstaaten der drei Stände gestalteten sich bald zu einer Versammlung von Philosophen; die historischen Ueberlieferungen konnten dem Geiste des Jahrhunderts nicht mehr Stand halten, nicht mehr der Groß-Cärimonienmeister, das Volk eröffnete die Sitzung, und begann die Berathungen; es erklärte seine Souveränität, es wollte seinem eigenen Urtheile folgen, das Bestehende umbilden und einen neuen Staat schaffen.

Ein Kopf, voll von Ideen und Verfassungen, war die Autorität und das Orakel des jüngeren Theiles der Versammlung; der Abbé Syeyes war mit den alten historisch begründeten Einrichtungen zerfallen, Speculation war der Leitstern seiner Politik; er sprach wenig, wenn man aber eines Rathes, einer Wahrheit bedurfte, wendete man sich an ihn. Er begriff die Fruchtbarkeit der jugendlichen neuen Freiheit, und wollte in ihr keine ängstliche Nachahmung des Alterthums: „Philosophen und Publicisten", sagt er in seinem Berichte über das erste Preßgesetz, „wollen uns entmuthigen, und behaupten, die Freiheit könne nur in kleinen Staaten gedeihen; sie lesen die Zukunft blos in der Vergangenheit, selbst wenn ein neuer Grund für die Perfectibilität auf die Erde

---

*) Lettres écrites du donjon de Vincennes l. XXVI. CXXIV.

herabfiel, und ihnen die wunderbarsten Veränderungen in den menschlichen Verhältnissen weissagte, sie würden doch nur aus der Vergangenheit die mögliche, die nothwendige Gestaltung der Zukunft schließen wollen. Erheben wir uns zu größeren Hoffnungen; lernen wir, daß das größte Reich, die zahlreichste Bevölkerung der Freiheit angehören könne. Warum wollen wir uns nicht des Mittels, das den Gedanken zum Gemeingut der ganzen Welt machen, sie aufregen und mit einem und demselben Gefühle beseelen, sie durch die Bande einer wahrhaft gesellschaftlichen Verfassung vereinen kann, für unseren Zweck bedienen, die Herrschaft der Freiheit ins Unendliche erweitern, und der Natur selbst das sicherste Mittel an die Hand geben, ihre Bestimmung, die Freiheit und Wohlfahrt aller menschlichen Wesen, eines Tages zu erfüllen." *) Herrliche Worte; das heißt sich der Mannheit der Welt bewußt seyn, das heißt den Beweis führen, daß in der neueren Zeit nur große Staaten Großes vollbringen können; das heißt wie ein Weiser auf die unendlichen Hülfsquellen menschlicher Größe vertrauen.

Es fand das achtzehnte Jahrhundert im Augenblicke seiner Erhebung einen Vertreter, der, wie das Jahrhundert selbst, mit seinem unendlichen und Alles umfassenden Geiste, mit seiner Leidenschaft für sinnliche Lust und geistige Forschung glühte, ein eben so kühnes und sturmbewegtes Gemüth entfaltete, eben so groß und ungeregelt, das originelle Abbild seiner Meister, geistreich wie Voltaire, beredt wie Jean Jacques war, noch mehr, der schon etwas vom Geiste Göthes und Byrons entfaltete, und unerschöpflich, klar, unermeßlich und unbesiegbar dasteht. Mirabeau hatte gelebt, ehe er auftrat; er war mit seinem Vater zerfallen, hatte Frauen entführt, lange in den Kerkern geschmachtet; nicht blos an Ideen, auch an Erfahrung ist er reich, von Leidenschaften und Sinnenlust durchwühlt, betritt er die Rednerbühne. Ein bewundernswürdig richtiges Urtheil, eine Gewandtheit, die alle Hindernisse verschlingt oder übersteigt, eine Kenntniß, oder vielmehr Aneignung der Menschen und Ereignisse, die Alles seinem Willen zur Verfügung stellt, Alles dieß widmet er seinem Vaterlande. Er versteht Jeden, und Jeder versteht ihn, bald ist er für die Monarchie, bald für die Republik, bald Demokrat, bald Aristokrat, und zuletzt ist er eben so in sich vollendet als er doppelseitig erschien.

---

*) Syeyes Rede über den Entwurf eines Preßgesetzes.

Anders tritt der junge Barnave auf, er schreitet auf anderer Bahn der Rednerbühne und dem Ruhme zu; mit dem Ehrgeize der Beredtsamkeit vereinigt er eine gewisse Unschuld des Herzens, er will als Redner, als erster Redner glänzen, das ist Alles; darum bringt ihn Mirabeau zur Verzweiflung. Dieser junge Bildner ist sich der Bahn, die er betreten, des Zieles, wohin er strebt, noch nicht vollkommen bewußt, immer schreitet er vorwärts, bis er merkt, daß der Boden unter ihm weicht, und er einen Schrei des Entsetzens ausstößt. Der Tod Mirabeaus macht ihn zum Beherrscher der Tribune; und am **15. Juli 1791.**, an dem Tage, wo er erklärte, der Moment sey gekommen, wo man die Revolution enden, und sich sammeln müsse, gewährte der einstimmige Beifall der Versammlung ihm seinen schönsten Triumph.

Nur wenige blieben still, und auf den Lippen eines von ihnen konnte man selbst ein bittres Lächeln wahrnehmen; — das war ein Advocat aus Arras.

Beklagen wir Barnave nicht, weil er in einer gewaltsamen Katastrophe unterging. Er starb rein, sein Name entging den Wechselfällen der Revolutionen, weder die Schreckensregierung, noch die Dictatur trafen ihn; er ging unter, das ist besser; er hat der Jugend Frankreichs das Andenken an einen Mann hinterlassen, der um so heller in der Geschichte glänzt, je kürzer die Zeit seines Wirkens war. Die constituirende Versammlung löste sich den **30.** Septbr. **1790** auf. Zwei Jahre lang hatte sie das Land regiert, ihm eine Verfassung und mehre der wichtigsten Gesetze gegeben. Sie hatte die Feudalherrschaft zerstört, die Privilegien aufgehoben, die Abgaben gleich vertheilt, die geistlichen Zehnten abgeschafft, und der Nation die Güter der Kirche wiedergegeben. Sie hatte die Titel des Adels, die geistlichen Orden, und die Hierarchie vertilgt; sie hatte der Wissenschaft und Presse zur Freiheit verholfen; Flotte und Heer folgten ihrem dreifarbigen Banner; sie hatte die Nationalgarde eingeführt, und die Armee neu gestaltet; sie hatte die Rechte des Menschen und Bürgers declarirt; die Unabhängigkeit der gesetzgebenden Gewalt gegründet, die gesetzgebenden Versammlungen eingeführt, und die Zeit ihrer Einberufung festgestellt, die Parlamente unterdrückt, eine neue richterliche Gewalt und die Jury geschaffen, die Tortur abgeschafft, und ein Strafgesetzbuch entworfen; die Finanzen verwaltet und geordnet; eine Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts begonnen; ihren Nachfolgern die Abfassung eines Civilgesetzbuches hinterlassen, und

Frankreich Avignon und Venaissin einverleibt. Zwei Jahre hindurch hatte sie Frankreich vertreten und in Freundes und Feindes Augen erhoben. Liebe zur Sache, Gemüth und Geist charakterisiren diese Versammlung, und mit Rodriguez konnten die Franzosen sagen: schon die Versuche waren Meisterwerke.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Gironde. Verginaud. Madame Rolland. Condorcet.

Eine verhängnißvolle Aufregung hatte die Menschheit erfaßt, kein Institut, kein Mann konnte dem Drängen nach Vorwärts widerstehen. Aber es scheint, als wollte die Vorsehung uns, bei diesem allgemeinen Umsturze, für die Masse der Katastrophen, durch den Reichthum an großen Geistern entschädigen; sie hat die großen Männer ordentlich verschwendet, und wollte sie lieber dem Volke gönnen, als vor dem Schaffotte sichern.

Wie könnte man alle die glorreichen Namen aufzählen; da muß man wählen: Verginaud ist der Typus für alle die jungen Redner, die so schön zu sterben wußten; Madame Roland für weiblichen Heroismus; Condorcet für den Glauben an die Macht der Vernunft; alles große Geister, die in entsprechenden Formen lebten.

Weil es einen Mirabeau giebt, kann man Verginaud nicht den ersten Redner, man darf ihn aber auch nicht den zweiten nennen; er steht für sich und einzig in genialer Originalität da. Wir finden bei dem Deputirten der Gironde eine Beredtsamkeit, die die Constituirende bis dahin nicht kannte; er erhöht den Geist der neuen Zeit durch seine antiken Formen, Rom und Athen leben in seinem Geiste, ein Dichter spricht von der Rednerbühne herab, es ist Andreas Chenier. Nie hat in einer politischen Versammlung die Einbildungskraft größern Reichthum entwickelt, größere Herrschaft geübt. Er rufe die Pariser zu den Waffen, oder sey der erste, der Ludwig XVI. anklagt, er suche ihn zuletzt zu retten, er antworte Robespierre, immer führt er die Waffen einer Sprache, die Niemand, weder vor, noch nach ihm, mit dieser Gewalt, diesen Ausbrüchen, diesen Bildern, dieser Ueberschwenglichkeit ge-

führt hat. Verginaud war träge und sorglos, er diente der Revolution und, oft war er ihrer satt und überdrüssig, nur in wichtigen Momenten entriß er sich seiner Indolenz, es mußten große Ereignisse seyn, die ihn zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften bewogen; wenn er nicht donnerte, schien er zu schlafen; mit Kleinigkeiten konnte er sich nicht befassen, eben so wenig konnte er sich an Ausdauer in den Geschäften gewöhnen; er schien lediglich auf der Welt zu seyn, um zu sprechen, und schon in seinem fünf und dreißigsten Jahre brachte man ihn zum Schweigen.

Plutarch, der Stoicismus und Johann Jacob Rousseau bildeten das Herz der Madame Rolland, einer zweiten Porcia an Republikanismus und Philosophie. Bis zum Heroismus konnte sich diese Frau erheben; an einen ganz gewöhnlichen Mann gefesselt, kommt sie ihm zu Hülfe und rettet ihn; sie weiß einen großartigen Charakter in untergeordnete Verhältnisse zu schmiegen; aber in dieser untergeordneten Stellung ist sie nicht an ihrem Platze, und dieser große Geist hatte sich entweder über sein Geschlecht, oder über seine Stellung zu beklagen; aber sie begeisterte die Redner der Gironde, erweckte Verginaud, und das war ihr Beruf auf dieser Welt. Madame Rolland schrieb Memoiren in ihrer Gefangenschaft; die Schülerin Rousseaus hat natürlich auch seinen Styl, oft erkennt man in ihren Worten „die Bekenntnisse, Heloise, oder Emil". Sie legte die Feder nieder, um das Schaffot zu besteigen, sie that es mit stoischem Muthe; sie umfaßte kein Crucifix, aber sie kniete nieder vor der Statue der Freiheit und rief: „Freiheit, wie viel Verbrechen begeht man unter deinem Namen." Sie belebte bei dem verhängnißvollen Gange all den Muth eines Greises, dessen Herz schwach geworden; sie erlangte es, daß er vor ihr starb, dann bestieg sie das Schaffot, ruhig, weiß, wie zu einem Feste gekleidet, schön und verklärt von heiliger Begeisterung. Condorcet gab sich den Tod, ohne an der Philosophie und Freiheit zu verzweifeln; dieser Weise lebte stets im Glauben an die Macht der Philosophie und Freiheit; er hatte Alembert als Greis gesehen, er war der Freund Voltaires und Turgots gewesen, deren Biographie er schrieb; er glaubte fest, die Philosophie werde eine Republik erzeugen; all sein Denken war auf die Wohlfahrt und Größe der Nation gerichtet, er besserte am Erziehungswesen, und starb, den Blick in die Zukunft gerichtet.

Es ist wahr, weder Verginaud und seine Parthei, noch Madame Rolland und Condorcet haben etwas ausgerichtet,

sie haben mehr als andere an dem Sturze des alten Königthums gearbeitet, und nichts aufgebaut; aber will es denn nichts sagen, ein großes Beispiel gegeben, Geistesgröße, Begeisterung für eine Sache, Tugend, ausgedehnte Pläne und großartige Entwürfe entwickelt zu haben?

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der Nationalconvent.

In der moralischen, wie in der physischen Geschichte giebt es manches Unerklärbare; Buffon und Cuvier kannten die Grenzen ihres Scharfsinnes, und doch studirten, und beobachteten sie fortwährend die Natur; auch die Geschichte verhüllt einen großen Theil ihrer Geheimnisse und Ursachen dem Auge des Menschen, doch will sie mit Muth und Ausdauer studirt seyn.

Vor einer Klippe muß man sich jedoch hüten, man darf nehmlich an einer Sache, die man liebgewonnen hat, nicht Alles vertheidigen wollen, weil man nicht Alles erklären kann. Hervorgegangen aus einer Revolution, deren Früchte wir ernten sollen, treten wir die Erbschaft an, aber wir wollen auch die Wohlthat der Inventarserrichtung benutzen. Champfort sagte zu einem seiner Freunde: „Es ist ein großer Vortheil, nichts gethan zu haben, aber treiben Sie es nicht zu weit." Benutzen auch wir diesen Vortheil ohne Misbrauch, wir, die wir noch nichts vollbracht, und sprechen wir offen über die, so vor uns die Beschwerden der Geschichte ertragen.

Wenn veraltete Mächte dahin sterben, unterliegen sie den vereinten Angriffen der Zeit und ihrer eigenen Unbehülflichkeit, die ihnen nicht gestattet, aus dem letzten, was ihnen die Zeit noch vergönnt, einigen Nutzen zu ziehen; sie wissen nicht, gegen den Tod zu kämpfen und ein frisches Leben anzuregen; je mehr sie sich ihrem Ziele nähern, je mehr sinkt ihr Haupt, schwach und hinfällig kommen sie an den verhängnißvollen Abgrund und können, gleich den armen Sündern, die die Kirche noch segnet, ihr Heil doch nicht erlangen. Wenn sich junge Mächte bilden, so haben sie die Zeitumstände geboren, es fehlt ihnen aber die Zeit zu ihrer Ausbildung, im schnellen Wechsel erlangen sie die Obergewalt über die

Ereignisse, und das ist kein Fehler; denn alle die Zeit, über die die vorige Gewalt noch zu gebieten hatte, war für die Welt verloren, Alles verschlimmerte sich, und rasch mußte man das Steuer ergreifen, oder untergehen. Das ist die Geschichte der französischen Demokratie, in die Frankreich von dem Strome einer nothwendigen Revolution geworfen wurde.

Ein Jahrhundert hindurch hatte man das Volk vernachlässigt; Ludwig **XV.** wollte ruhig sterben; Ludwig **XVI.** entließ Turgot; siebzig Jahre hatte die Regierung vergeudet, ohne an eine Reform zu denken; überführt von ihrer Ohnmacht und ihrem bösen Willen, mußte sie untergehen, aber ihre alterschwache Unbesorgtheit riß Frankreich mit in den Sturz.

Ohne Uebergang erlangte die Demokratie die Gewalt, aber Zutrauen und Geist waren ihre Hebel. Was fehlte ihr? die Zeit. Sie mußte das Geschick Frankreichs von dem Leichnam der alten Monarchie trennen, überall Armeen, Arme und Grundsätze aufregen, alles auf Trümmern bauen, und siegen oder sterben. Wer hatte diese traurige Alternative gestellt? das Volk oder das Königthum? die Phantasie einiger Menschen oder der Wille Gottes? Alles war verhängnißvoll, und selbst bei diesem Fortschreiten zu einem nothwendigen Zwecke fehlte es an Zeit; durch verdoppelte Anstrengungen wollte man sie ersetzen, aber bei diesem auserordentlichen Anspannen des menschlichen Organismus schritt man von der Begeisterung zum Wahnsinne. Haben also befremdende Ausschweifungen diese erste Regung der Demokratie verunstaltet, so war es der Mangel an Zeit, diesem unerläßlichen Elemente menschlicher Reife.

Hierzu kommt noch das übrige Europa. Für dieses war Frankreich ein Gegenstand des Staunens und des Schreckens. Joseph **II.**, Leopold, Wilhelm, Katharina, vereinten ihre Kräfte; der Angriff dieser absoluten, auf dem Lehnwesen gegründeten, Monarchien gegen eine revoltirende Nation läßt sich begreifen; Entfremdung wird bald zu Feindschaft. Aber auch ein freies Volk, das schon manche Revolution durchgekämpft, das seit dem dreizehnten Jahrhunderte weder Gewaltstreich, noch Entthronungen gescheut hat, reiht sich den verbündeten Feinden Frankreichs an, beseelt, leitet und bezahlt sie. Pitt verwickelte England in diesen fürchterlichen Kampf, es glaubte der Britte, der Augenblick sey gekommen, Frankreich den Todesstreich zu versetzen, und es, noch todeszuckend, in das Blut seiner Kinder und Feinde zu tauchen. Mit die-

sem Vorhaben vergiftete er die erzürnten Gemüther mit Haß gegen uns, er verschloß alle Hoffnung auf Versöhnung und Frieden, aber er steigerte auch die Kraft der Revolution, er steigerte sie bis zum Verbrechen, er steigerte sie bis zum Siege. Pitt nahm Frankreich Mann gegen Mann, trieb es zu dem Aeusersten der Anstrengung und des Ruhmes; er schärfte das Beil der Jacobiner und das Schwert der Soldaten, er entflammte Robespierre, erweckte Bonaparte; ohne Pitt würde sich Frankreich weder in dem Blute der Schaffotte, noch in dem der Schlachten gebadet haben. England erkennt es jetzt recht wohl, wie viel Blut und Geld für eine falsche und traurige Idee verschwendet worden.

Bei einem solchen Stande der Dinge sollten sich die Leidenschaften der Demokratie bewegen; keine Zeit, und Europa unter den Waffen! Wahrlich, die menschliche Natur ist unerschöpflich und die Grenzen ihrer Kräfte sind noch unerforscht. Aus den Lenden der Nation geht eine Versammlung hervor, die nicht mit einem Worte geschildert werden kann; auf den ersten Anblick ist ihr Charakter fast Raserei, reich an entgegengesetzten Charakteren, wie ein großes Heldengedicht; ihr gehört der riesenhafte und beredte Danton, dessen Kühnheit den Schrecken heraufbeschwört; die Redner der Gironde; Marat, der cynische Narr; der wilde St. Just, der von dem Feldlager zur Rednerbühne fliegt, vom Pferde steigt, um eine Rede zu improvisiren; Robespierre. Eine Versammlung, die bald von Heldenmuth beseelt ist, bald zittert, bald zwischen Entschlossenheit und Furcht schwankt, ein treuer gewitterschwangerer Spiegel aller Leidenschaften des Volkes, der erhabenen, wie der niedrigen; die aber bei aller dieser Wandelbarkeit ihre Einheit, ihre Ausdauer, ihre Liebe zum Vaterland bewahrt, und ihre Demokraten, ihre Heere und Grundsätze gegen ganz Europa ausspeit.

Zweien Männern des achtzehnten Jahrhunderts verdankt der Convent seine Grundsätze, das ist Rousseau und Mably. Aus dem „Gesellschaftsvertrage" hatten die Repräsentanten der Demokratie ein tiefes Gefühl für die Einheit der Gesellschaft, für den allgemeinen Willen, für die Oberherrlichkeit des Ganzen, dessen Abgeordnete und Diener die Individuen seyen, für die Untheilbarkeit des Vaterlandes und die ihm schuldige Ergebenheit, gewonnen. In dieser Schule lernten sie den Egoismus hassen, die Menschheit und das Volk lieben, an einen Gott, der seinen Cultus und seine Diener wechseln konnte, an die Unsterblichkeit der Seele, an die Kraft

des Menschen und die Macht der Vernunft glauben. Das sind die Lehren, die der Convent der Philosophie Rousseaus verdankt.

Aus Mably aber schöpften sie irrige Ideen, eine falsche Vorstellung von der alten Welt, eine übelangebrachte Nachahmung des Lacedämonismus; der Luxus sollte verbannt werden, Handel und Industrie wurden verdächtigt, man trennte die Freiheit von der Gesittung der neuen Zeit, man verstümmelte sie, um sie den Formen des Alterthums anzupassen.

Der Convent hatte nicht den Sinn Syeyes und der Constituirenden für die moderne Freiheit, er verirrte sich in der Nachahmung Roms und Spartas, er despotisirte, wollte Despotismus in den Sitten, der noch viel unerträglicher ist, als der Despotismus der Gesetze. Dieß sind die Irrthümer, die Mably unter den Reihen des Conventes verbreitete. Unter diesen Umständen, mit diesen Männern und Elementen, trat der Convent als Gesetzgeber auf; regierte und bekämpfte durch seine Decrete und Gesetze. Er entwarf einen Plan für die Nationalerziehung; er versuchte die Redaction eines Civilgesetzbuches. Er gründete das „große Buch" der Nationalschuld: „die Eintragung in das große Buch," sagte Cambon, „ist das Grabmal aller früheren Verträge, der einzige Rechtsgrund für die Ansprüche der Gläubiger; die Schuld des Despotismus sey fortan von der der Revolution unzertrennbar, und ich fordere den hohen Herrn Despotismus auf, wenn er wieder erstehen würde, seine alte Schuld in ihrer Vereinigung mit der neuen wiederzuerkennen." Er hob die Lebensstrafen und die Sklaverei in den Kolonien auf. Er beschäftigte sich mit den Masregeln, die französische Sprache zu verbreiten, er gründete die polytechnische Schule, unter dem Namen der Centralschule für die öffentlichen Arbeiten. Er gründete das Conservatorium der Künste und Handwerke, die Normalschule, das Büreau der Längen, und die fünf Klassen des Nationalinstitutes. „An den Wissenschaften ist es," sagte der ehrwürdige Daunou, „die Revolution, die sie hervorgerufen, zu Ende zu bringen."

Der Convent war den 20. Septbr. 1792 zusammengetreten, und löste sich den 26. Octbr. 1795 wieder auf, er hielt seine Aufgabe für gelöst, und erklärte durch Chenier, daß keine Versammlung von größerem Enthusiasmus für die Freiheit beseelt gewesen, und daß, wenn sie große Fehler begangen, sie auch eine große Aufgabe zu lösen gehabt habe.

Einzig in der Geschichte steht der Convent als eine Versammlung da, deren Verspottung oder Beschimpfung gleich unvernünftig wäre, die höchste Steigerung der Demokratie, überschwenglich reich an menschlicher Größe und Schlechtigkeit, ein unerbittlicher Triumph der Gewalt, ein Grab der Rechte des Einzelnen, die Rettung der Revolution und der Integrität Frankreichs, das bald als Eroberer auftreten sollte.

Dreißigstes Kapitel.

Maximilian Robespierre.

Sallust, geboren unter Marius siebentem Consulate, schrieb über Marius und Sulla dreißig Jahre nach ihrem Tode. Allerdings kann man sich den Zeitraum, der uns von Zeitgenossen trennt, in der Idee vergrößern, und so die Reife eines historischen Urtheils zeitigen.

Ein Gedanke, die kecke, unumschränkte Herrschaft demokratischer Gleichheit hatte sich eines Mannes bemächtigt, sie durchdrang und beherrschte ihn; kein Hinderniß hatte er in dieser Natur gefunden, kein Gegengewicht, keine widerstrebenden, wilden, glänzenden Leidenschaften. In seinem Charakter lag Ausdauer, Schroffheit, Rechtschaffenheit; sein Geist war beschränkt, systematisch, und bewahrte treu das mühsam Erlernte; sein Gemüth hatte das Forschen aufgezehrt und nichts übrig gelassen; seine Talente waren mäßig, aber seiner Eigenthümlichkeit und seiner Rolle angemessen.

Mit diesem Charakter wollte Robespierre, was ihm an Zeit fehlte, durch das Gewicht des Menschenblutes ersetzen; er glaubte Jahrhunderte zu gewinnen, je mehr er Häupter fällte; er mordete seiner politischen Ueberzeugung zu Ehren; sein Bekehrungsmittel war Blut; das hieß Vernunft und Menschlichkeit mit Füßen treten. Er irrte, wenn er die Sonne mit dem Beile der Proscriptionen aufhalten wollte; nur das Eisen des Pfluges und des Degens ist fruchtbar. Robespierre war eifersüchtig: in der Constituirenden war ihm Mirabeau beschwerlich; er fand sich durch das Talent Barnaves beleidigt; wenn Vergniaud sich gegen ihn vertheidigt, sieht man wohl, je beredter der Girondist wird, desto mehr nähert er sich dem Schaffot; Camillo Desmoulins mußte es

büßen, daß er zu viel Republikanersinn hatte; Danton mußte verschwinden, Robespierre wollte allein dastehen. In einem müßigen Augenblicke unterschrieb er das Todesurtheil Andreas Cheniers, denn wie Plato, hielt er Dichter in Republiken für überflüssig.

Zweierlei Ruhm verabscheute Robespierre, weil er ihm selbst versagt war, nehmlich den der Wissenschaft und der Waffen; auf der Tribüne der Jacobiner sprach er gegen den Krieg, den die Gironde verlangte; er fürchtete die militärische Propaganda Frankreichs; der Krieg war seinem Ruhme und seiner Demokratie gefährlich, das fühlte er wohl.

Er wollte Einheit der Nation, er wollte sich zu einer religiösen Einheit erheben, die das Christenthum überleben sollte, er wollte die Herrschaft des Volkes und das Glück jedes Einzelnen; er wollte durch die Unterdrückung des Zeitgeistes und Ueberwältigung Frankreichs, ein Reich nach seinen Ideen gründen.

Die politische Rolle Robespierres war zu grausam vergriffen, als daß sie nicht hätte getadelt werden sollen, sie hat in Frankreich und Europa die Furcht vor der Freiheit zu tief eingeprägt, um nicht lebhaft verurtheilt zu werden. Wird dieser Name uns immer schreckenvoll wie ein Gespenst auf der Bahn der Gesittung begegnen? Vertilgen wir ihn aus der Geschichte Frankreichs, lassen wir ihn verschwinden.

Robespierre muß der Geschichte überlassen werden. Seit mehrern Jahren schon ist die Aufgabe gestellt, und fordert die Geister des Jahrhunderts zu ihrer Lösung auf. Ich möchte wohl wissen, was spätere Jahrhunderte über einen Mann urtheilen werden, der, ohne Glanz und ohne Genie, so viel Fanatismus, so viel Gelehrigkeit für seine Pläne fand, der, so zu sagen, in seiner Mittelmäßigkeit eine solche Gewalt entfaltete, mit Offenheit seinen grausamen Willen an den Tag legte, und nicht log, wenn er sagte: „nehmt mir mein Bewußtseyn, und ich bin der unglücklichste Mensch"; unbestechlich, fest in seinem Systeme, sich während einer vierzigtägigen Zurückgezogenheit zu seinem letzten Kampfe vorbereitete, und dem nie der Muth eines freiwilligen Todes fehlte; der, eine Geißel der Menschheit, für die er kämpfte, ein Schrecken und Hebel der Revolution, als ein geheimnißvolles Wesen, als ein Rachewerkzeug, als ein unter die Menschen geschleudertes Räthsel erscheint.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Antidemokratische Reaction. Bonaparte. Das Consulat. Das Civil=Gesetzbuch.

Eine Macht gab es in Frankreich, die täglich gewaltiger wurde, und das war das Heer. Auf der Rednerbühne ward die Revolution begonnen, im Felde ward sie vertheidigt; als die Redner verschwanden, traten die großen Feldherren auf, der Bürger war zum Soldaten geworden und unter den Zelten hielt er seine Comitien. Kriegerischer Ruhm war nicht blos der Stolz, nein, auch das Heil des französischen Volkes, er adelte seinen Charakter, er befreite es von den niedrigen Leidenschaften der äusersten Demokratie, er machte es wieder für bürgerliche Ordnung, Pflichtgefühl und gesunde Vernunft empfänglich. Niemand ist practischer gebildet, als der Soldat, von allen Handwerken zeugt das des Kriegs am wenigsten Vorurtheile.

Frankreich wurde der bürgerlichen Zügellosigkeit übersatt, und gewann den Waffenruhm lieb; seit dem 9. Themidor verschwanden die demokratischen, wahren oder falschen Ideen; das Directorium konnte ohne Gefahr den Frieden, den ihm Baboeuf anbot, verschmähen, und diesen Märtyrer der tollsten Vorstellungen in den Hof von Vendome zurückschicken.

Die Verwaltung Frankreichs ruhte in den Händen von fünf Männern, und wurde nicht besonders geführt. Bonaparte war noch nicht reif, selbst nachdem er Hannibal in Italien übertroffen hatte, fühlte er sich noch nicht groß genug. Er bedarf irgend etwas Unerwarteten, Wunderbaren, Rasch=entscheidenden, ihm fehlen noch die zehn Jahre Cäsars in Gallien, auch er muß der Zeit nachhelfen, aber nicht das Schaffot, das Schwert soll ihm das Mittel hierzu seyn. Um Cäsar zu werden, ahmt er Alexandern nach; er tritt im Oriente auf, und der Krieger des Abendlandes kreuzt seine Arme vor der Statue der Isis. Eine großartige, neue Erscheinung war dieser Kreuzzug, nicht des heiligen Ludwig oder des Christenthums, sondern der Revolution und der Wissenschaft. Zum Manne gereift, kehrte Napoleon aus Aegypten zurück, jetzt durfte er die Advocaten fragen, was sie aus Frankreich gemacht hatten, die Advocaten konnten nichts antworten, und traten in ihr Nichts zurück.

Wenn irgend eine Erscheinung in der neuen Welt uns einen Begriff von der Gewalt der gottbeseelten Gesetzgeber des Alterthums geben kann, so ist es die Zeit des Consulats. Alles verjüngt und läutert, ebnet und befestigt sich auf das Wort eines einzigen Mannes. Frankreich nimmt eine neue Gestalt an, es findet sich wieder in die Ordnung und lernt den Ruhm lieb gewinnen. Das Land erhält eine neue Verwaltung und wird in Präfecturen getheilt. Die Nationalfeste ehren Washington, und feiern Marengo. Die Erzeugnisse der wiederauflebenden Industrie werden öffentlich ausgestellt; die Verbannten kehren an ihren heimathlichen Heerd zurück; die Religion wird wieder in ihre Rechte eingesetzt; der öffentliche Unterricht neu organisirt; besondere Belohnungen werden kriegerischem Muthe ertheilt; mit England wird Friede geschlossen, und Fox bespricht sich mit Bonaparte in Frankreich. Das sind nicht mehr die Zeiten der Constituirenden, wo die Grundlagen der Revolution festgestellt werden, nicht mehr die des Convents, wo die Ideen und Leidenschaften kochen und übersprudeln, es ist das Zeitalter eines weniger philosophischen, positiven, einfachen, und klaren Staatsrathes, der nicht erst mit vielen Worten um sich wirft, sondern gerade auf sein Ziel losgeht, die Freiheit beherrscht, und seine Grundsätze der Wirklichkeit anpaßt. Mit aller Freiheit ist Rede und Widerrede gestattet; damals wollte Bonaparte Alles hören und kennen lernen, er achtete auf einen bescheidnen und unterrichteten Freimuth.

Aber nun war der Zeitpunct gekommen, wo es eines besondern Civilgesetzbuches bedurfte, und Frankreich wollte Europa mit dem Beispiel des Systemes eines anwendbaren, zusammenhängenden, zwar noch unvollendeten aber doch dauerhaften Privatrechtes vorangehn. So sollte der Plan eines Bacon und Leibnitz, der Entwurf Friedrichs, Katharinens, Tanuccis mit sicherer Hand von Bonaparte und Frankreich ausgeführt werden. Im Civilcodex ist mehr die Form, als das Wesen, philosophisch; er ist voller Fehler, aber er ist doch. Nur eine Klippe sollte Bonaparte vermeiden, aber da steht er gerade am höchsten, und das ist der Krieg. Immer treibt man das am liebsten, was einem am besten gelingt. Der erste Consul sagte beim Frieden von Amiens: „Ich glaube nicht, daß er von Dauer seyn wird, England fürchtet uns, die Continentalmächte lieben uns nicht, wie kann man da auf einen dauernden Frieden hoffen. Wenn die europäischen Mächte den Krieg immer in petto haben, und sie ihn

einst doch erneuern müssen, so ist es immer besser zeitig, als spät; denn jeder Tag schwächt in ihnen den Eindruck ihrer Niederlagen, und vermindert bei uns den Reiz der letzten Siege; aller Vortheil ist also auf ihrer Seite. Ein erster Consul ist mit den Königen von Gottes Gnaden, die ihre Staaten wie ihr Erbtheil betrachten, nicht zu vergleichen. Für sie kämpfen auch noch die alten Gewohnheiten, uns hindern sie nur. Der heutige französische Staat gleicht in Nichts seiner Umgebung. Gehaßt von seinen Nachbarn, genöthigt, in seinem Innern Uebelwollende zu dulden, bedarf er, um seinen Feinden zu imponiren, Thaten des Ruhms, und darum des Krieges. Unsere Nachbarstaaten müssen sich entweder unserer Verfassung annähern, oder wir müssen uns mit ihnen mehr in Uebereinstimmung setzen. Immer herrscht zwischen einer alten Monarchie und einer jungen Republik Neigung zum Kriege; und darin liegt der Grund des europäischen Zwiespalts." *)

Schwankte Bonaparte noch zwischen der Republik und der Monarchie, war er noch unschlüssig, ob er ein Washington oder Cäsar seyn wollte? Er stellte seine Frage sehr gut: entweder Europa mußte Frankreich folgen, oder Frankreich mußte auf die alten Regierungsformen zurückgeführt werden. Warum wollte der Vertreter Frankreichs lieber zu dem Alter zurückkehren, als der Held der neuen Zeit bleiben?

Den 13. Decbr. 1799. wurde Bonaparte erster Consul, am andern Tage starb Washington in Mount Vernon; das achtzehnte Jahrhundert hatte geendet.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Betrachtungen.

„Man druckt den Telemach — schrieb Frau von Caylus an Frau von Maintenon nach St. Cyr — und verspricht sich von ihm das goldne Zeitalter." Wirklich ließ der Regent die erste Auflage drucken, und sogleich nach ihrem Erscheinen versprach sich die öffentliche Meinung praktischen Erfolg von seinen Ideen. Unwillkührlich war man dahin gedie-

*) Mémoires sur le consulat. p. 289—394.

hen, von der Philosophie die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes zu erwarten. Jeden Tag verbreitete sich diese Vorstellung mehr und mehr, bis sie die ganze Menschheit umfaßt und durchdrungen hatte.

Das Mittelalter, das sich bis zur Ohnmacht überlebt hatte, war vor der absoluten Königsgewalt gewichen, Europa hatte diesen Despotismus benutzt, um eine feste Gestaltung zu gewinnen, um sich zu bilden, und nun will es die Wahrheiten, die es in der Wissenschaft gefunden hat, im Leben ausbilden; rasch und stufenweise soll die Anwendung vor sich gehen; die Zeit enteilt schneller, ein inneres Leben bewegt ihre Fluthen.

Bei diesem Streben Europas erhebt sich der Norden, Frankreich herrscht, und der Süden sinkt. Die Säbel Brandenburgs gründen eine Monarchie, deren Stützen das Heer und die Aufklärung sind. Es nimmt den Glauben Luthers an, und den Geist Voltaires auf; später zeugt es Kant und Fichte. Sein Held ist Despot und Philosoph; er schreibt den Anti-Macchiavell, erobert Schlesien, erweitert das Reich des menschlichen Geistes, und beschränkt seine eigne Herrschaft. Aber schon vorher drang Intelligenz in den Norden. Das Reich Ruriks, Jaroslafs und Iwans IV. ringt nach europäischer, und namentlich nach französischer Gesittung, Peter und Katharina leuchten mit den Fackeln französischer Kunst und Philosophie in die Barbarei.

Die Emancipation des Nordens ist von Erfolg, die des Südens weniger glücklich. Die Einrichtungen des Mittelalters lasten noch auf dem Boden, und hemmen die Verbesserungen. Pombal, d'Aranda, Campomanes, Tanucci haben mehr guten Willen, als glücklichen Erfolg.

Unterdessen gelangte England auf seinem besondern Wege zur politischen Reife; es pflegte die Früchte seiner Revolution, ohne den Ausbruch der französischen zu ahnen.

Die Könige des Continents geboten noch über die Stimmen der Völker, denn diese verläugneten das Andenken an ihre alten Institute, und wollten den Despotismus jener zu ihrem Heile benutzen. In Schweden konnte Gustav III. alle Grundgesetze des Reichs vernichten, er durfte den Senat in einen Staatsrath verwandeln, die Wahl der Senatoren der königlichen Gewalt anheim geben, kurz einen Despotismus gründen, der die Aristokratie stürzen, und die Regierung mit den Mitteln versehen sollte, das Volk zu beglücken.

Auch Frankreich theilte mit dem übrigen Europa die Anhänglichkeit an eine kräftige Regierung. Es ertrug die Regentschaft, und wollte nur ihre glücklichen Erfolge, nicht ihr schmachvolles Unglück bemerken; es war so gutmüthig, Ludwig XV. einen Augenblick zu lieben; es hoffte auf die Jugend Ludwigs XVI., bedauerte Choiseul lebhaft, verlor seinen Turgot. Da ward es ungeduldig, da sammelte es seine Ideen und Geister; es kam auf sich selbst zurück, es fand, vertraute sich selbst, und wollte eine feste Stellung gewinnen; einmal aber auf sich selbst verwiesen, trat es heraus und überfluthete die Welt, denn Egoismus war ihm fremd. Das Königthum konnte der Philosophie keinen Richelieu gewähren, darum brachte sie eine Revolution hervor; beschäftigt mit der Bestimmung der Völker, erkannte sie ihren Willen; von den Königen kam sie zu den Völkern, und läugnete die Lehren des Priesterthums, um zu Gott zu gelangen. Hat auch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen geirrt, so bedenke man, daß der menschliche Geist in einer so kurzen Zeit kaum die ganze Wahrheit auffassen kann; aber der Versuch war schon eine Heldenthat, dieser Versuch machte den Menschen sich seiner Kraft bewußt, und legte den Schlüssel für die Zukunft in seine Hände.

Die Revolution, die die Philosophie erregte, artete zuweilen in Raserei aus, denn das menschliche Haupt kann sich nicht aufrichten, ohne sich zu drehen; aber Begeisterung und Heldenmuth haben bei solchem reißenden Zeitstrome Wunder gethan; der gesunde Sinn des Volkes folgte diesem Fluge, und so gewann das ganze Menschengeschlecht dabei.

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die französische Revolution stammen in gerader Linie von der Geschichte Europas ab; seit einem Jahrhundert hat sich der menschliche Geist nicht gewaltiger ausgesprochen, in ihnen offenbart sich das eben so geregelte als reißende Fortschreiten der Menschheit.

Die Herrscher machten die Philosophie Frankreichs zum Gemeingut Europas; Friedrich, Katharina, Pombal, d'Aranda, Tanucci, Choiseul, Turgot.

Auch die Revolution Frankreichs wird immer europäischer, denn die Völker wollen ihre Früchte genießen; Deutschland, Polen, Italien, England.

Was für ein Jahrhundert vom Tode Ludwigs XIV. bis zum Consulat Bonapartes; es hat den Forderungen der Geschichte entsprochen, es war groß und neu; es gleicht kei-

nem seiner Vorgänger, nicht einmal seinen nächsten, dem fünfzehnten und sechzehnten. Es ist ein anderer Ritter, er führt andere Waffen und einen andern Wahlspruch. Er ist kühner, ungestümer, hochfahrender; er liebt Ruhm, Geräusch und Vergnügen über Alles, und ist er auch kein größerer Geist, so ist er doch ein aufgeweckterer, mehr Redner als Dichter, Philosoph und Soldat, vernünftelnd und leidenschaftlich, großmüthig, grausam, nicht Christ, nicht Atheist, voll von Glauben an Gott und sein eignes Ich, revolutionär, dürstend nach Neuerungen, liebenswürdig, fürchterlich, bald lächerlich, bald ernst in seinem Wirken, lasterhaft, heldenmüthig, geschwächt von Anstrengungen, Vergnügen, Opfern und Wunden, verdienstvoll und siegreich erreicht er sein Ziel. Schließt hinter dem ermüdeten Krieger die elfenbeinernen Thore, er ruht auf den elysäischen Feldern, hier spielt er mit den leuchtenden Flammen des Ruhms und der Unsterblichkeit; er hat das Gottesurtheil überstanden, seine Verdienste haben ihn über sein Unglück erhoben, man hat ihn verglichen und gefeiert, jetzt sieht er, wie sein junger Sohn mit dem Leben kämpft, und mit stolzer Zuversicht erwartet er, daß sein Erbe ihn übertreffen werde.

Dritter Theil.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Der Kaiser.

Phidias mußte auf seiner elfenbeinernen Minerva die erhabenen Goldarbeiten so anbringen, daß sie heruntergenommen, vor dem Volke gewogen und geschätzt werden konnten. Auch wir können die Minerva zwar zergliedern, ihren Geist aber nicht erklären. Und doch läßt sich von dem Ganzen, selbst wenn alle seine einzelnen Züge bis in die feinsten Schattirungen zerlegt werden könnten, ohne eine synthetische, begeisterte Anschauung, keine richtige Vorstellung gewinnen. Die vierzig Talente Goldes waren nicht das Wesen der Statue.

Jeden Tag durchforscht der Mensch die Sternenwelt und den Ocean, und jeden Tag wächst die Zahl der Sterne, und breitet sich der Ocean mehr vor seinem Auge aus, so entweicht der Geist dem spähenden Auge des Geschichtsforschers, und leitet ihn von Entdeckung zu Entdeckung.

Für den Denker und den Staatsmann bleibt Napoleon eine unsterbliche Erscheinung; noch können unsere historischen Studien uns zu keinem Urtheile über Napoleon befähigen, wir können blos die Eindrücke schildern, die wir bis jetzt empfunden, und von der Fortsetzung unserer Arbeiten ein tieferes Verständniß seines Genius erwarten. Bonaparte hatte der Revolution gedient, und sie befestigt; Napoleon verbreitete sie über Europa und erstickte sie in Frankreich. Der General der italienischen Armee sah wohl ein, daß, wer in Frankreich regieren wolle, offen mit den Jacobinern und Robespierres brechen mußte.

Dieser richtige Blick allein konnte die Revolution, statt sie zu hemmen, fortführen. Auch militärischer Ruhm war zum Heile des Landes nothwendig; und wirklich befestigte Marengo die Republik. Der Civilcodex regulirte mit Umsicht die Verhältnisse des Privatlebens; alles dieß war vernünftig und der Revolution förderlich; die Consularregierung, die auf die Thatkraft der Volksversammlungen folgte, säuberte die Revolution, verbannte aus ihr die Gewaltthat und die Zügellosigkeit, gründete eine feste Regierung, und schuf ihr eine neue Zukunft. Aber Bonaparte war Napoleon geworden, die heilsame Periode verschwand und gebahr eine contrerevolutionäre Bewegung. Nicht mehr gewältigen, sondern verläugnen, nicht mehr läutern, sondern vertilgen wollte er die Revolution.

Deshalb begann Napoleon den Kampf mit den Ideen; das war der richtige Weg, denn die Ideen hatten die Revolution zur Welt gebracht; die Ideen sollten sie fortsetzen, erweitern, von Tag zu Tag verbreiten und veredeln. Er gab sie den Ideologen anheim, proscribirte diese, wie die Advocaten, und entschied sich gegen den Geist, und für die Gewalt; man sollte meinen, er habe keine andere Flamme als die des Bivouacs gewollt.

Die Befehle des Herrn werden vollzogen, und die Theorien von allen Seiten geschmäht und verspottet. Noch ist das philosophische Jahrhundert nicht ganz verhaucht, da wird es schon verhöhnt, und beschimpft wie Ludwig **XIV.**, steigt es in sein Grab.

Ein Tagesblatt mit seinem literarischen Talente und politischem Ehrgeize gab sich zur Vertilgung der Philosophie her; man sprach gegen die Ideen; man setzte die Menschen und ihr Werk herab, und fachte aus der kaum verglühten Asche eine neue Flamme an.

In einem Lande, wo die Ideen von oben herein gering geachtet werden, können auch die Gesetze nicht viel werth seyn; ich spreche hier von jenem inneren Werthe, der den Denker eben so zur Ueberzeugung, als die Menge zum Gehorsam führt. Die von der Constituirenden angeordnete Gesetzgebung entnahm ihre Begeisterung und Kraft aus dem Geiste der Philosophie; das Civilgesetzbuch, ein Werk des Consulats, ergänzte die Reformen durch die Resultate des alten Rechts und der Erfahrung; aber je mehr sich die Kluft zwischen der Revolution und dem Kaiserthume erweiterte, um so mehr verschlechterte sich die Gesetzgebung.

Mit dem Jahre 1806 trat eine neue Proceßordnung in Kraft, diese ist eine vollständige Compilation der Gebräuche des Chatelet und der Vergangenheit; Pigeau kürzte sein Buch ab, und machte eine Prozeßordnung daraus; es ist wahr, statt der Procuratoren giebt es jetzt Avoués, und zwischen beiden herrscht bekanntlich ein himmelweiter Unterschied. So war alle Reform aus dem Proceß verbannt, gerade aus dem Zweige der Jurisprudenz, der so dringend einer Umgestaltung bedarf, wo die Klarheit und Schnelligkeit der Justiz in ihrer möglichsten Vollendung herrschen sollte.

1807 erhielt der Handel sein Gesetzbuch, für diesen lieferte das Gesetz von 1673 Material im Ueberfluß, aber von den Fortschritten, die die Staatsökonomie seitdem gemacht hatte, zeigt sich nichts darin.

1808 erschien die Criminalgerichtsordnung. Hier wird die Reaction gegen die Principe noch fühlbarer; man wich von den Lehrsätzen der Constituirenden, und behielt man auch die Jury bei, so schwächte und verstümmelte man sie doch. 1810 aber, also 19 Jahre nach der Constituirenden, dachte man weder an Revolution, noch an Philosophie. Napoleon befahl mehrern Staatsräthen die Redaction eines Criminalgesetzbuches, und betrachtete die ganze Sache als eine Verwaltungsmaasregel, als eine polizeiliche Angelegenheit. In den Augen des siegreichen Dictators, der mit seiner Hand ganz Europa zügelte und aufregte, der es von Sieg zu Sieg durchwanderte, war das Strafgesetzbuch weiter nichts als ein energischer Erlaß, um Priester, Unzufriedene, Schriftsteller, Vagabunden und Spitzbuben darnieder zu halten.

Welcher vernünftige Mann würde zu dieser Zeit der Verfolgung und der Verachtung der Ideologie und der Ideologen, mit einem Gedanken, der nach Philosophie schmeckte, aufgetreten seyn. Gewiß keiner; Treilhards Collegen konnten solch ein Wagniß nicht begehen; Alles ging friedlich ab; und die Gesetzgebungscommission, die über das Recht schwieg, vernahm mit Ehrfurcht die Worte Treilhards: „Ich wage die Behauptung, daß auch dieses Werk den Stempel der tiefen Weisheit trägt, die alle Gesetzbücher charakterisirt, welche Se. Majestät der Nation gegeben haben; das Criminalgesetzbuch wird gleiche Ansprüche auf die Dankbarkeit des französischen Volkes, auf die Anerkennung seiner Zeitgenossen und die Ehrfurcht der Nachwelt haben!" *)

*) Code des délits et des peines l. I.

Als Ludwig XIV. seine Edicte und Ordonnanzen gab, von denen Montesquieu sagt: „ihre Eingänge seien noch unerträglicher als die Gesetze selbst", hatte er in seinem Rathe einen hartnäckigen, ungestümen Kopf, einen fanatischen Diener der Willkühr, der den Rechtsgrundsätzen der Parlamente, die in Lamoignon ihren Vertreter gefunden hatten, die Ansichten der Regierung entgegenstellte; das war Pussort. Treilhard, der Verfasser des Strafgesetzbuches, ist der Pussort Napoleons, nur steht er weit unter ihm; denn Pussort hatte Doctrin und Logik, stützte sich auf ein weit umfassendes, aus Autoritäten und Rechtsfällen geschöpftes System, und kämpfte manchmal mit Vortheil gegen das Recht der Parlamente; aber Treilhard ermangelt bei der Unterwürfigkeit seiner Meinungen und Sprache aller dieser Vortheile. Nicht ohne Wehmuth und Entmuthigung kann man die verschiedenen Berichte über die Motiven und Veranlassung zum Codex von 1810 lesen; man fühlt hier die Unkenntniß und Verachtung der menschlichen Natur, und die unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Ordnung im Staate keine andere Gewähr als Gensdarmen und Polizei habe.

Inzwischen wollte der Kaiser noch mehr als den Triumph und Genugthuung des Tilsiter Frieden; er verirrte sich in seinem Egoismus und in dem Weltall, an alles legte er seine Hand, um sich zu vergrößern; er dünkte sich noch nicht groß genug, weil seine Größe entartet war; das heilige Oel trug er auf seiner Stirn, aber die Heiligkeit des Gemüthes war entschwunden.

Seit acht Monaten liegt die Charte von Rußland auf seinem Tische, er betrachtet sie, legt sie weg, und nimmt sie wieder; ein unbezwingliches Verlangen beseelt ihn, und doch hatte er während seines Consulats Rußland den natürlichen Alliirten Frankreichs genannt; jetzt hat er nur einen Wunsch, den Einzug in St. Petersburg, auch die Stadt Peters und Katharinens soll ihn als Sieger begrüßen, er wird unwiderstehlich dorthin gezogen, er bricht auf, zieht Frankreich mit sich, durchschreitet Deutschland, macht Polen zum Ruhepunkt, und erklärt, daß er sich nicht für seine Sache schlage; er stürmt, einen Augenblick scheint es, als wolle er in Wilna Halt machen, aber er kann sich nicht mehr selber beherrschen; er bricht wieder auf; wartet vergebens auf Friedensvorschläge nach einem Siege, und gelangt endlich, nicht nach Petersburg, sondern nach Moskau, dem großen Scheiterhaufen

in der Schneewüste, wo das Glück seines Namens, die Kraft und das Blut Frankreichs unterging. 1814 vertheidigte er wie ein Held das Frankreich, das er den Feinden geöffnet hatte, und, was unmöglich scheint, er zeigte neue Seiten seines militärischen Genies. 1815 erschien er wieder; Frankreich ließ sich von Neuem dahinreißen, aber der Kaiser hatte nicht mehr seine alte Stärke und das unerschütterliche Vertrauen auf sich selbst. „Seit zwölf Jahren", sagte er zu Benjamin Constant, „hat das Volk vor politischen Bewegungen, seit einem Jahre vor dem Kriege Ruhe gehabt. Diese doppelte Ruhe macht ihm eine neue Thätigkeit nothwendig. Es will, oder glaubt eine Rednerbühne und eine Volksversammlung zu wollen. Beides hat es nicht immer gewollt. Es hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich die Regierung antrat. Sie müssen sich noch erinnern, wie vergeblich ihr Widerstand damals war. Wo war ihr Haltpunkt, ihre Kraft? nirgends. Ich habe weniger Gewalt genommen, als man mir bot. Jetzt hat sich Alles geändert, die Regierung ist schwach, den Interessen der Nation entgegen, und hat ihr die Gewohnheit sich zu wehren, und die Regierung anzugreifen beigebracht; der Geschmack an Constitutionen, Verhandlungen, Reden scheint wieder erwacht; aber, täuschen sie sich nicht, nur der kleinere Theil will dieß. Das Volk, oder, wenn sie wollen, die Menge will nur mich. Sie haben es nicht gesehen, wie diese Menge meinen Schritten folgte, von den Gebirgen herabstürzte, mich aufsuchte, mich willkommen hieß. Seit meiner Landung bei Cannes bis hierher habe ich nicht erobert, sondern regiert. Ich bin nicht blos, wie man meint, der Kaiser der Soldaten, nein, auch der des Landvolkes, der Bürger, Frankreichs. Auch sehen sie, wie alles Vergangenen ungeachtet, das Volk zu mir zurückkehrt, es giebt eine Sympathie zwischen uns, es ist nicht wie bei den Privilegirten. Der Adel hat mir gedient, in Masse hat er sich in meine Vorzimmer gestürzt; keine Stelle giebt es, die er nicht angenommen, gesucht, erbeten hätte; die Montmorency, Noailles, Rohan, Beauveau, Mortemart waren in meinen Diensten; aber da fand sich keine ähnliche Zuneigung. Das Pferd courbettirte, es war gut geritten, aber ich fühlte recht wohl, wie es auf die Stange biß. Mit dem Volke ist es etwas anderes, in mir schlägt die Ader des Volkes, ich bin aus dem Volke hervorgegangen, meine Stimme beherrscht es. Hier sind meine Conscribirten, Söhne des Landvolkes, ich habe ihnen nie geschmeichelt, ich bin hart mit

ihnen umgegangen, und doch umringten sie mich, und doch riefen sie: es lebe der Kaiser. Wir haben dieselbe Natur, sie betrachten mich als ihre Stütze, ihren Vertheidiger gegen den Adel; ein Zeichen, ein Augenwink genügt, und überall wird der Adel niedergehauen. Seit zehn Monaten haben sie sich so klug benommen. Aber ich will kein Bauernkönig seyn; kann man mit einer Constitution gut regieren; wohlan, es sei. Ich wollte die Herrschaft der Welt, dazu bedurfte ich einer unbeschränkten Macht; für Frankreich allein ist eine Constitution vielleicht besser. Ich habe die Herrschaft der Welt gewollt, und wer an meiner Stelle hätte dieß nicht auch gethan. Die Welt wollte von mir regiert seyn, Herrscher und Völker stürzten um die Wette unter mein Scepter. Selten habe ich in Frankreich Widerstand gefunden, aber öfterer ist es noch bei einigen armen entwaffneten Franzosen gewesen, als bei alle den Königen, die jetzt so stolz darauf sind, keinen Mann des Volks mehr unter sich zu sehen. Sehen sie, was sich thun läßt, theilen sie mir ihre Ideen mit. Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Freiheit der Wahlen und der Presse, Verantwortlichkeit der Minister, Alles das will ich. Vor allem Preßfreiheit, ihre Vernichtung wäre absurd. Hierin habe ich meine feste Ueberzeugung.

Ich bin der Mann des Volkes, will dieß wirklich die Freiheit, so muß ich sie ihm geben. Ich habe seine Souveränität anerkannt, ich muß nun seinen Wünschen, selbst seinen Launen mein Ohr leihen. Zu meinem Vergnügen habe ich es nie unterdrücken wollen. Ich hatte große Pläne, die Vorsehung hat darüber entschieden; ich bin nicht mehr Eroberer, ich kann es nicht mehr seyn. Ich weiß nun, was möglich ist, und was nicht. Ich habe nur eine Pflicht noch: Frankreich wieder zu erheben, und ihm eine angemessene Regierungsform zu geben. Ich hasse nicht die Freiheit, ich habe sie vernichtet, wenn sie mir den Weg vertrat; aber ich begreife sie, mit ihren Ideen bin ich auferzogen. Das Werk fünfzehnjähriger Arbeit ist zerstört, es kann nicht wieder aufgebaut werden. Dazu bedürfte es zwanzig Jahre und zweier Millionen Menschen. Uebrigens wünsche ich den Frieden, und nur durch Siege werde ich ihn erringen. Ihnen will ich keine falschen Hoffnungen vorspiegeln; ich lasse von Unterhandlungen sprechen, es ist von keinen die Rede. Ich sehe einen heisen Kampf, einen langwierigen Krieg voraus. Hierzu bedarf ich des Beistandes der Nation, und dafür, glaube ich, will sie die Freiheit. Sie soll sie haben. Diese Lage ist neu.

Ich verlange weiter nichts, als belehrt zu werden. Ich habe gealtert, man ist nicht mehr im fünf und vierzigsten das, was man im dreißigsten war; die Ruhe eines constitutionnellen Königs kann mir zusagen, meinem Sohne wird sie es bestimmt." *) Wenig Zeugnisse geben so viel Aufschluß über den Kaiser; in diesem Monolog richtet oder rechtfertigt er sich vielmehr; er erklärt seine Handlungsweise, erkennt, daß seine Lage neu, und die Freiheit unvermeidlich ist. Dieses große Gemüth litt viel; die Erinnerung an die Vergangenheit, die Aussicht in die Zukunft mußten ihm gleich schmerzlich seyn.

Der Tag von Waterloo war für Europa nicht heilbringender, als für Frankreich. Europa kämpfte nicht mehr für seine Unabhängigkeit, denn diese konnten wir nicht mehr gefährden; der Egoismus der Könige allein hatte ihm das Schwert in die Hand gegeben; besser wäre es für die Welt gewesen, Frankreich wäre die Ehre des Schlachtfeldes geworden, und der Genius des ersten Feldherrn der neuen Zeit hätte nicht dem Glücke eines mittelmäßigen Kopfes unterlegen. Hätte sich das Schicksal nicht diesen bittern Spott erlaubt, so wäre Frankreich keiner so maslosen Tyrannei, zum Schaden der europäischen Freiheit, anheim gefallen, und hätte sein moralisches Uebergewicht, mit dem es die Emancipation der Völker, wie mit einem Schilde decken muß, nicht erst wieder erobern müssen. Waterloo war der Sieg des Despotismus über die Freiheit, und die Klippe, an der Frankreichs Ruhm scheiterte. In dem Nachbarlande Frankreichs findet man seine Grabschrift; überall trifft man in England auf den Namen Waterloo. Eine Strase, ein Platz, eine Brücke, ja selbst Waarenremisen, alles und überall Waterloo, überall Frankreich, so stolz ist England auf diesen Tag, so viel Bewunderung zeigt selbst der stolze Sieger.

In seinem fünf und vierzigsten Jahre verlor Napoleon die Herrschaft der Welt, er starb nicht glücklich, weder wie Karl, die Kaiserkrone auf dem Haupte, noch wie Alexander, an den Folgen seiner Orgien, noch wie Cäsar, unter der Rache des Volkes; 6 Jahre noch lebte er, ohne zu regieren; er schrieb, dictirte seinen Generalen die Geschichte seiner Feldzüge, seiner Politik, seine Ideen, sprach über Europa mit seinem Vertrauten, der, wie er wußte, sein Organ ward, und hinterließ Werke der Feder und des Schwertes, an denen die Menschheit ewig forschen wird; er ist General

*) Mém. sur les cent jours p. B. Constant. II. p. 21 — 25.

einer Republik, Kaiser, Beförderer und Vernichter der Revolution; sein all umfassender Geist ist abergläubisch gegen alle Ideen eingenommen; er ist ein großer Schriftsteller und kann doch die Preßfreiheit nicht ertragen; er ist Gesetzgeber, Feldherr, beredt im Staatsrathe, in seinen Bulletins und Befehlen, aber nicht vor der Volksversammlung; als mächtiger Führer der Menschheit erhebt er seinen Namen zum Gegenstand der Verehrung und Anbetung; er ist der Mann, der ewig in der Geschichte wachsen soll, ein Held für eine Epopöe, auf den die menschliche Forschung stets ihr Auge wird gerichtet haben.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Die Ideen unter dem Kaiserthume.

Von einem Jahrhunderte zum andern tönt das Echo der Ideen, und je kräftiger sie in einer abgeschlossenen Periode gewirkt haben, je eifriger man ihnen gefolgt ist, desto langsamer sterben sie ab, desto langsamer räumen sie ihren Platz den neuen, die sie erzeugt haben. Fast alle, die während des Consulats und dem Kaiserthume den Cultus der Ideen bewahrten, hatten sich in der Schule des achtzehnten Jahrhunderts gebildet, eminente Köpfe waren es, die eine Verbindung beider Epochen vermittelten, und bestimmt waren, den Ideen ihrer Lehrer den letzten Erfolg, den letzten Triumph zu sichern.

Ich meine hier die verdienstvollen, würdigen Zeitgenossen, die ehrwürdigen Greise, die sich zwischen zwei Jahrhunderte stellten, und das sterbende in dem neu aufgehenden fortsetzten. Vor allen von diesen treten zwei antike patriarchalische Erscheinungen hervor, Daunou und Tracy. Der erstere nährt noch die Philosophie des vorigen Jahrhunderts mit seiner weitumfassenden Gelehrsamkeit; man könnte ihn einen Benedictiner in der Schule Voltaires nennen, dessen entschiedenen bestimmten Geist er besitzt; Tracy hat Condillac, dessen Nachfolger er war, übertroffen; denn er besitzt die Eigenschaften eines Methaphysikers in einem noch höheren Grade, als sein Vorgänger. Seine Ideologie ist aus einem Gusse, bestimmt, deutlich und kräftig. Sein Commentar über Montesquieu

hat nicht den historischen Blick des Geistes der Gesetze, ist aber überreich an gesunden Urtheilen über die Beziehungen der Völker zu den Regierungen.

Im Jahre 1808 überreichte Georg Cuvier Napoleon im Staatsrathe einen geschichtlichen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789; zuerst deutete er im Allgemeinen die Grundzüge des Ganzen und den Gang der Wissenschaften an, das Wesen und die Grenzen der Naturwissenschaften, ihre allgemeinen Grundsätze; der erhabene Berichterstatter verbreitete sich dann über die Geschichte der Chemie und ihrer Fortschritte, dann kam die Naturgeschichte mit allen ihren Zweigen daran, zuletzt die praktischen Wissenschaften, die Landwirthschaft und Arzneikunde.

Die eine „lehrt uns die Erzeugung und Erhaltung unserer Bedürfnisse, die andere macht uns mit den Krankheiten bekannt, denen Alles, wir selbst, unterworfen sind, mit den Schutz- und Heilmitteln dagegen.“ *) Mit folgenden Worten gab Cuvier einen Abriß der zurückgelegten Fortschritte: „das Geheimniß der Wahlverwandtschaften, der Grundursache aller Naturerscheinungen, ist enthüllt; die Wärme, das wichtigste wirkende Element, hat ihre festen Gesetze erhalten; der Galvanismus hat ein neues Feld eröffnet, dessen Umfang noch kein Mensch ermessen hat; die Verbrennungstheorie wirft ein neues Licht auf die ganze Chemie, und die neue Nomenclatur erleichtert ihr Studium, beides aber hat den Geschmack an der Wissenschaft verbreitet, und viele eben so nützliche als mühsame Arbeiten veranlaßt; die Physiologie der lebenden Körper, die Wirkung und die Reihenfolge der Functionen, aus denen ihr Leben besteht, haben von der Chemie die unerwartetsten Aufschlüsse erhalten; die vergleichende Anatomie hat sich mit der Chemie vereinigt, um alle Geheimnisse und Veränderungen der lebenden Kräfte zu erforschen; sie hat die ganze Naturgeschichte nach der vernünftigsten Methode geordnet, so daß die Eigenthümlichkeiten eines jeden Wesens auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt werden; in das Innere der Erde ist sie gedrungen und hat unbekannte Wesen zu Tage gefördert; die Mineralien sind analysirt und den Grundsätzen der Geometrie unterworfen, bis jetzt unbekannte Erzeugnisse der Pflanzen- und Thierwelt sind gesammelt und geordnet, um das Doppelte ist ihr Katalog vermehrt worden; und mit einer Menge neuer Instrumente haben diese die Künste bereichern

*) Rapport p. 331.

können; die Impfung endlich hat die Menschheit von einer ihrer ärgsten Geißeln befreit." *) Die Mathematik hielt gleichen Schritt mit den Naturwissenschaften, und erreichte einen überaus hohen Grad der Vollkommenheit. Der Verfasser „des Weltsystems" **) setzte seine Arbeiten fort.

Die schönen Wissenschaften waren weniger glücklich; sie mußten dem Kaiser dienen, und konnten nicht, wie die Natur und Geometrie, sich seinem Joche entziehen. Sie boten nichts als Schmeicheleien in epischen und beschreibenden Gedichten, in Trauerspielen und Opern; die schöne Literatur hatte zwar ein ziemlich elegantes, aber gewöhnliches Aeusere, huldigte in ihrer Mittelmäßigkeit dem classischen Geschmacke, und kaum daß ihre Eintönigkeit eine Abwechslung in den freien und originalen Werken des Verfassers des Agamemnon, Colombo und Pinto erhielt. Aber selbst der Stolz des Genies kann den Flug der Ideen nicht hemmen, unwiderstehlich ist ihr Auflehnen; Napoleon hatte sie mit dem Geiste der Revolution beseelt, darum mußten sie den Abfall des Kaisers beweinen; und stellten ihm zwei große Künstler entgegen. Diese zürnten der Tyrannei, und brachen offen mit der officiellen Literatur. Ihre Opposition ist verschieden, hat aber dasselbe Ziel, das Auflehnen gegen das Joch der absoluten Gewalt. Ohne daß er es weiß, hilft Chateaubriand, selbst in dem Augenblicke, wo er mit Erlaubniß des Kaisers die alten Erinnerungen wieder aufweckt, den katholischen Cultus, das alte Vaterland wiederherstellt, die Dogmen der Religion der Macht der Phantasie und des Gefühls unterordnen; wie Fenelon und Rousseau, trägt er den Idealismus in die Religion über, ohne es zu wollen, mischt er die Erzeugnisse des menschlichen Geistes ihr bei. Dieser Dichter weiß nicht, was er thut; er wird fortgerissen; er hält sich für einen Christen, wenn er die Bibel mit Homer vergleicht; er glaubt das Evangelium zu lehren, wenn er die anziehendsten Schilderungen aus dem Alterthume entwirft; er glaubt die Unabhängigkeit der Philosophie zu zerstören, wenn er das Christenthum zu einer literarischen Unterhaltung macht. Ein bezaubernder Gedanke, gleich förderlich für unser Vergnügen und die Fortschritte unseres Geistes. Aber noch mehr Stärke und Geist war in dem Kopfe einer Frau; sie ist dem Reiche der Ideen ganz anheim gegeben, sie ist die Sappho der Philosophie; möglich,

---

*) Rapport p. 388. 389.

**) Die erste Ausgabe davon erschien 1796.

daß sie nicht den Farbenzauber des Sängers der Atala hat, aber sie hat mehr Leidenschaft und Geist; sie kämpft gegen Napoleon, und in dem Augenblicke, wo er Deutschland als Sieger durchschreitet, entwirft sie ihm und Frankreich das Bild einer Nation, die er unterworfen zu haben glaubt; dem Sieger von Friedland und Jena setzt sie ein Werk entgegen, das das Vaterland Fichtes und Schillers enthüllt, um desto größere Rache an den Schöpfer des Continentalsystems zu nehmen, feiert sie England; diese Frau war stolz, die Feindin des Kaisers zu seyn. Dieser für sie so glorreiche Kampf erhitzte ihre Begeisterung noch mehr. Der Einfluß der Frau von Staël war groß, sie erhob und belehrte die Geister; sie hat wesentlich zur Vereinigung der Religion und Philosophie in Frankreich beigetragen; sie hat die Franzosen zum Studium ausländischer Literatur veranlaßt, und diese reellen Verdienste müssen einige Ungerechtigkeiten und Vorurtheile vergessen lassen. — So lebten unterm Kaiserreiche noch die letzten Augenblicke des achtzehnten Jahrhunderts mit den Fortschritten der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, eine mittelmäßige knechtische Literatur mit dem isolirten Widerstande zweier gegen das Genie ankämpfenden isolirter Geister.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die Restauration.

Lebensvoll war der Adler Napoleons aus den Blitzen von Marengo hervorgegangen; die Lilien der alten Könige konnten nur aus Trümmern hervorsprießen. Dieser traurige Anfang der fünfzehnjährigen Restauration hatte seinen nothwendigen Grund.

Der gerade Weg ist die natürliche Bahn der Völker, auf ihm schreiten sie vorwärts, zuweilen treten ihnen Hindernisse entgegen, doch übersteigen sie diese mit Ungestüm. Nach einer Revolution können sie sich ausruhen und sammeln, aber zurückschreiten wollen sie nie, und selbst das Wort Restauration ist nur eine Entartung der verhängnißvollen Dialektik der Geschichte.

Handelten die Völker stets nach der Logik, sie würden nie eine Restauration dulden, aber sie haben mehr Gefühl,

als Vernunft. Willig tragen sie die Launen des Schicksals, selbst wenn ihr natürliches Gefühl sie tadelt; ihre Nachgiebigkeit ist unerschöpflich wie ihre Gerechtigkeit, und geht stets dieser voran; aus der Hand eines Jeden nehmen sie die Wohlthaten an, denn sie wissen, sie finden sich wieder und bleiben die Herren.

Rechtlich und philosophisch betrachtet, war die Restauration das Uebergewicht der Vergangenheit über die Gegenwart, des Herkommens über den den menschlichen Geist beseelenden Idealismus, eine Verdrehung nothwendig fortschreitender Ereignisse.

Historisch und in der That war es die Rast nach sieben und zwanzigjährigem Kampfe und Aufruhr, eine erzwungene, aber heilsame Ruhe, aus der die gesunde Vernunft der Nation das beste Theil zog.

Die Nation hatte ein dunkles Gefühl von dem philosophischen Widersinn und der Möglichkeit, durch ihre Anstrengungen das Unfruchtbare ihrer aufgedrungenen Stellung zu verbessern. Unzufrieden und gelehrig arbeitete sie an der Verbesserung der Gegenwart, und sicherte sich die Zukunft.

Zwei Könige haben sich in die fünfzehn Jahre der Restauration getheilt; Ludwig **XVIII.** hatte etwas beim Studium der Philosophie, der Revolution und Englands gelernt, er verglich sich in seiner Stellung zwischen der alten Monarchie und dem revolutionären Frankreich mit Heinrich **IV.**, mit dessen Stellung zwischen den Protestanten und den Katholiken; die Charte von **1814** ward sein Edict von Nantes. Der erfahrne Monarch theilte nicht die Leidenschaften seiner Parthei, so weit er freien Willen hatte, stützte er sich auf einen Vergleich, ohne den er in den Tuilerien nicht gestorben wäre. Der arme Greis, der jetzt in Böhmen wohnt, bedurfte sechs Jahre, um den Thron zu verlieren; er, von dessen Haupte die Krone fallen sollte, dessen Gemüth das eines Christen und Mönches war, dessen Persönlichkeit dem neunten Jahrhunderte angehörte, ein alter Ritter, der mit Zerknirschung sich unter der Hand des Priesters beugte.

Beide Brüder Ludwigs **XVI.**, der gläubige und der bigotte, mußten sich den Umständen, die sie beherrschten, fügen. Der Genius der Restauration konnte bloß die Wiederherstellung der Vergangenheit wollen, vergebens suchten einige Männer ihn darniederzuhalten, und mit einigen parlamentarischen Gebräuchen von Westminster zu beherrschen, sein Revolutionshaß führte eine neue Revolution herbei. Er

läugnete die Legitimität der französischen Wiedergeburt, er wollte wieder auf den Punkt, von wo man ausgegangen, zurück, und alle die Privilegien wieder gewinnen, deren Genuß er, deren Andenken wir verloren haben; er verweigerte der Nation die gesetzgebende Gewalt; er vermengte die Religion mit der Regierung, und brachte so ein verdorbenes gleisnerisches Gemengsel heraus; er wollte die Gleichheit durch das Recht der Erstgeburt vernichten, und der Gewalt der Kirche mit veralteten Verbrechen und veralteten Grausamkeiten zu Hülfe kommen; kurz er wollte für sich, für sich ganz allein ein Frankreich bilden, wie seine Trauer über die verflossene alte Zeit, sein Haß und seine Narrheiten es wollten. Aber Frankreich war seiner selbst und Europas würdig; unerschrocken gewann es wieder die Freiheit lieb, und nahm die vergessene Sache der Revolution wieder auf; es nahm wieder die demokratische Richtung, die es seit dem 9ten Thermidor aufgegeben hatte; aber es hatte so viel richtiges Gefühl, daß es die Freiheit nicht mehr von der Sache der Gesittung trennte; es stützte sich auf die Industrie und Intelligenz; es ergriff alle Gelegenheiten, die octroyirte Charte im Sinne der Demokratie zu interpretiren, es waffnete sich mit einem auf Industrie, Wissenschaft und Gesetz basirten Liberalismus; aller Werkzeuge bediente es sich, und verdankte Alles sich selbst allein.

Schreiben wir die Ehre der wiedererweckten Freiheit der Restauration zu, so heißt das, sich über eine schwere Wunde deshalb freuen, weil sie nicht tödtlich war.

Sind es nicht Frankreichs Krieger, die die Fahnen, welche unter Napoleon und Kleber in Egypten wehten, auch in Algier aufpflanzten? Die Armee von Algier konnte nach dem Siege die Farbe wechseln; sie schändete aber, als ihr die siegreiche Freiheit die drei Farben übersendete, nicht den Ruhm ihrer Waffen. Bewundernswerthe Zeit eines Volkes, wo der Ruhm des Bürgerthums und des Heeres gleichen Schritt geht.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Ueber die Richtung des Geistes unter der Restauration.

Eine neue Auflage der Schriften Voltaires und Rousseaus war die erste gegen die Restauration ausgeübte Feind-

seligkeit. Noch ehe die alten Bourbons sich befestigen konnten, warf man ihnen das achtzehnte Jahrhundert an den Kopf. Keiner aus den Reihen der Liberalen ging über das vorhergegangene Zeitalter hinaus, bis auf einen, der Voltaire und Göthe studirt hatte, Protestant, geistreich, vertraut mit Deutschland, und, weniger heftig, aber beredteren Wortes als jene erleuchtete Frau war, deren Herz und Geist er durchdrungen hatte.

Schon anderswo haben wir Benjamin Constant Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo wir bei Aufzählung aller der großen Männer, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die Sache der Völker vertreten haben, die Reihe, die Plato beginnt, mit seinem Namen geschlossen haben *). Niemand konnte geeigneter für die Zeit des Widerstrebens und Kampfes, der Opposition und des Spottes seyn, wo der Erfolg so entfernt schien, und dem Kampfe zwar kein schneller Sieg, aber Erhebung und Popularität ward, wo die Kämpfer noch nicht ahneten, wie bald sie die Bürde der Regierung empfinden sollten.

An der Seite des Liberalismus, den Constant verherrlichte und den er mit dem Geiste der Religiosität durchdrang, keimte eine vermittelnde Schule hervor, die Alles in den politischen Debatten dienstbeflissen vereinigen wollte, und ihre Pläne in einen Schatten von Philosophie zu hüllen strebte; eine Schule, die Unentschiedenheit, Vergessenheit, Haß gegen die Revolution, Mangel an aller Phantasie und Poesie charakterisiren; die mit ihren Schlüssen und Erziehungsgrundsätzen nirgends, weder in den Leidenschaften der Nation, noch in den Tiefen philosophischer Wahrheiten Wurzel fassen konnte. Und woher diese Schwäche? mehre ihrer Jünger waren ausgezeichnet und achtungswerth; aber weder im Geiste noch im Gemüthe hatten sie die Richtung des Jahrhunderts und die Gefühle Frankreichs richtig aufgefaßt; sie sagten sich von dem Erbe ihrer Väter los, um eine kleine Kolonie für sich zu bilden, und in dieser falschen Stellung hielten sie stummen Trotz für Festigkeit, und Stumpfsinn für bedeutungsvolle Würde.

Dem Liberalismus und den Doctrinären gegenüber durchblitzten leuchtende Strahlen die alte Monarchie und den Katholicismus. Hier fehlte weder Begeisterung noch Poesie; ihre unverhoffte Rückkehr, die plötzlichen Glücksfälle, die den abgestorbenen Baum wieder grünen ließen, hatten sie be-

*) Dess. Verf. philosophie du droit II, IV. les philosophes.

rauscht; mit Enthusiasmus zeigte sie den Finger Gottes, und schäumte gegen die Revolution in beredtem Schmähwort und beißender Rache. Nach dem ersten Rausche der Freude suchte man nach Meinungen und Satzungen, die, wie man damals sagte, Thron und Altar befestigen sollten; unglücklicher Weise bedurfte man der Rede und Denkfreiheit, man mußte die Rednerbühne besteigen, um die Revolution zu schmähen, man mußte schreiben, wollte man sich über den Geist der Menschheit beklagen; die Theologie versank in eine Metaphysik, welche die Oberen der Kirche für ketzerisch erklärten; die Politik der Royalisten verirrte sich in ihren rednerischen Demonstrationen, und machte den Adel auf seinen Schlössern zittern. So dienten selbst die Feinde der Fortschritte dem unvermeidlichen Vorwärtsschreiten des Jahrhunderts: sprecht oder schreibt gegen den menschlichen Geist, eure Worte und Schriften selbst müssen von ihm zeugen.

Als im Jahre 1824. Karl X. den Thron bestieg, regte sich in allen Köpfen eine neue geistige Thätigkeit, und die sechs Jahre, die seitdem bis zur Revolution verflossen sind, waren reich an Anstrengungen und Thaten. Mehre junge Leute vereinigten sich zur Herausgabe eines kritischen Journals und veröffentlichten gemeinschaftlich nützliche Studien, mehr das Talent und ihre aufrichtige Liebe zur Sache, als Einheit der Meinungen, verband sie; in diesem kleinen Kreise waren Gefühle und Alter verschieden; und die Revolution setzte alle diese verschiedenen Charaktere, Zeitalter und Bestimmungen in Thätigkeit. Unterdessen blühten Geschichte und Poesie. Ein Mann trat mit gelehrter Naivetät als Original-Chronikenschreiber des neunzehnten Jahrhunderts auf, schilderte in lebendiger Darstellung die Geschlechter des Nordens, und wurde der Nebenbuhler Niebuhrs und Otfried Müllers *). Eine glänzende Feder hatte die alten Chroniken verjüngt, und man verzieh ihr den Roman in der Geschichte **). Die Geschichte der Revolution Englands schrieb ein hochgebildeter Mann, der aus der Vergangenheit Lehre und Rath schöpfte ***), zweimal war in pragmatischer †) und rhetorischer Form ††) das Andenken an Frankreichs Revolution erneut, und das Gemüth des Volkes entflammt worden. Auch die Poesie übte ihre Gewalt; wir

---

*) Augustin Thierry.
**) v. Barante.
***) Guizot.
†) Mignet.
††) Thiers.

Laien können zwar die Dichter nicht beurtheilen, aber wir können sie doch verehren, und noch hören wir die harmonischen nie gehörten Töne des Liedes, der Ode, des Gedichtes und der Elegie *).

Mitten unter diesen Reichthümern strahlte die Philosophie nur in erborgtem Glanze, sie vermengte das Studium der Vergangenheit mit der vorgeschrittenen Intelligenz der Gegenwart; sie identificirte Gelehrsamkeit und Denken, sie vermengte den platonischen Spiritualismus mit deutscher Metaphysik, und diese schmachvolle Mischung nannte man Eclecticismus.

Der Eclecticismus war eine Compilation und kein System; er gab Betrachtungen über die Vergangenheit, aber ohne Licht und Leben, er ward Nachahmer, und wollte Prometheus seyn. Aber wenden wir uns zu dem Deutschland, das, ohne es zu wissen, die Autorität seines Namens zu diesem metaphysischen Betruge leihen mußte.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Einfluß Deutschlands.

Es war im Jahre 842, daß Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ihren Bund beschworen; Ludwig sprach den Schwur in romanischer, Karl in deutscher Sprache. Deutschland und Frankreich wechselten ihre Sprachen in Worten des Friedens. Karl, der Herr der Welt, Frankreichs, Deutschlands, Italiens hatte zu natürlichen Erben nur seine Völker, die nach ihren Grenzen und Nationalgeiste sich zu sondern suchten, und der Bund von Strasburg ist das Symbol der natürlichen Verbrüderung des Deutschen und Franzosen, die, ein Zwillingspaar, aus den Lenden Karls des Großen gezeugt sind.

Es ist in der That zu bedauern, daß Ludwig der Fromme die Dichtungen des Nordens haßte, die sein Vater mit so großer Sorgfalt hatte sammeln lassen: **Poëtica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, nec legere, nec audire, nec doceri voluit** **). Die alberne Frömmelei dieses

*) Beranger, Victor Hugo, Lamartine, St. Beuve.

**) Theganus de gestis Ludovici Pii. c. 19.

Kaisers hat uns um die Kenntniß des Alterthums gebracht. Die Vorzeit Deutschlands ist für uns ein verbotenes und verschlossenes Feld; kaum daß sich aus einigen später wieder hergestellten Ueberlieferungen die Grundzüge des ursprünglichen Geistes wieder erkennen lassen. Dichtungen dieses von Tacitus so dichterisch dargestellten Volkes fehlen uns gänzlich; wir wissen nicht, in welchen Klängen die Melancholie des Nordens, die geheimnißvolle, düstre Anbetung des Unendlichen sich äuserte. „Caeterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem assimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur: lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident *). Die Deutschen verehrten Gott in den Räumen des Tempels, den keine Menschenhand erbaut hat.

Wie die germanischen Sitten fast keine andere Spur hinterlassen haben, als die nach der Eroberung Deutschlands, von den Römern verfaßten Schriften, so wurde auch der Spiritualismus des Nordens, erst nachdem ihn das Christenthum durchdrungen hatte, den Nachbarstaaten bekannt. Die Lehre von Nazareth fand an den Ufern der Donau und des Rheins warme Verehrer, die sie in Geist und Gemüth aufnahmen. Deutschland fügte sich dem hebräischen Worte, es bildete seine Ideen darnach, drückte aber dem fremden Stoffe die Formen seines Denkens auf; es wurde christlich, aber das Christenthum wurde auch deutsch. Dort blühte diese innere subjective, sinnige Religion, die nicht Glanz und Gepränge des äuseren Cultus, sondern unbegrenzte Freiheit der Gedanken wollte, die fern von der Glut des Mittags aufblühen, und in der Tiefe des Herzens, diesem heiligen und fruchtbaren Boden, dem ein Blick Gottes so reichliche Ernten entlockt, Wurzel schlagen wollte. Dieser Mysticismus und die Reformation stehen in enger Beziehung zu einander. Diese lebhafte Neigung zur Speculation und Schwärmerei mußte einen Bruch mit den runden und engbegrenzten Satzungen der Orthodoxie herbeiführen; und so gelangte die deutsche Theologie zu jenen Abweichungen, die für einen Augenblick Bossuets Argumentation zwar widerlegen konnte, aber doch die geistige Freiheit sicherte.

Diese zugleich mystische und klar durchdachte Reformation hat sich immer sehr gemäßigt in der Weltgeschichte gezeigt.

---

*) Tacit. Germ. cap. 9.

Sobald sie die nothwendige Freiheit für ihre Studien und ihr Wirken erlangt hatte, war sie zufrieden; Deutschland scheint erst nach einem langen Verkehr mit Frankreich das Umsichgreifen und die Macht der Ideen kennen gelernt zu haben. Sobald Voltaire und Frankreichs Nationalgeist Deutschland hinlänglich vorbereitet und herangebildet hatten, wurde dieser Einfluß ein drückendes Joch, das es abwerfen mußte. Sobald aber zwei von Grund aus deutsch gebildete Männer, Klopstock und Kant, dem Nationalgeiste eine vorherrschende Gewalt gesichert hatten, da wurden die großen Eindrücke der französischen Literatur in Deutschland wieder sichtbar, doch sind diese von so verschiedener und eigenthümlicher Färbung, daß die Originalität der Künstler, die sich des fremden Einflusses selbst nicht bewußt worden waren, nicht darunter litt. Lessing ist französisch gebildet, Göthe und Schiller sind ohne das Licht, das Frankreich auf das achtzehnte Jahrhundert warf, ganz unverständlich.

Hier ist nicht der Ort für eine Abhandlung über deutsche Literatur, aber die französische Bildung Göthes kann nicht unbemerkt bleiben. Mephistopheles ist ein dem Candide verwandter Charakter, und Werther erinnert zuweilen an Julie. Göthe vereinigte den Geist Voltaires und Rousseaus in sich, eigenthümliche Gaben gesellten sich diesem noch zu, und so wurde er eine neue, eine noch größere Erscheinung. Die Welt wurde um einen Künstler, tiefer denkend als alle, reicher, und in fast göttlicher Selbstständigkeit steht er da über alle Zeiträume, Völker und Leidenschaften erhaben. Schiller ist weniger groß und begeistert; er ist bloß die eine Hälfte von Göthe, er verläßt keinen Augenblick die Schule Rousseaus; bei ihm strahlen Geist und Gemüth nur die Leidenschaften des Volkes zurück, und nur der volksthümlichen Freiheit des Menschengeschlechts weiht er seine Muse; ihm zur Seite steht Fichte mit seinem Idealismus, und bringt in die Politik des Gesellschaftsvertrags den metaphysischen Charakter.

Noch abhängiger von dem Genius Frankreichs machte Napoleon Deutschland, doch raffte es sich endlich auf, gab Frankreich alle Lehren zurück, und die Franzosen mußten seine Wissenschaften, seine Poesie und seine Philosophie studiren.

Nur herrliche Früchte konnte in Frankreich deutsche Bildung tragen; sie lieferte das Material, aus dem die Geschichte der Vergangenheit wieder aufgebauet wurde.

Unendlich regte die überrheinische Poesie auf, sie sprengte

die Fesseln des classischen Herkommens, und erweckte ein tiefes Gefühl für die moderne, christliche Humanität.

Die deutsche Philosophie hätte mit Offenherzigkeit und Treue geschildert werden sollen, der Versuch war schwierig, wenn er ehrenvoll ausfallen sollte. Es mußte, bei einer echt französischen Darstellung der deutschen Metaphysik, die deutsche Volksthümlichkeit selbst hervorgehoben werden, und dieß wäre die Einleitung gewesen; dann mußte die Reformation gewürdigt, Kant dargestellt und dieser große Mann vollständig entwickelt werden. So wäre das Verständniß Fichtes, noch vor seinem Auftreten, vorbereitet worden, wie denn überhaupt die Schwierigkeiten seiner Metaphysik, wenn man sie in näheren Bezug mit der französischen Revolution setzt, immer mehr schwinden. Indessen bildete sich während der Reaction gegen die demokratischen Elemente eine neue Philosophie, die zwar von Kant und Fichte ausging, aber gegen beide gerichtet ist. Dieser ideale Materialismus von München und Berlin mußte treu dargestellt werden, dann konnte der Berichterstatter in seinem eigenen Namen sprechen, und wenn er sich tüchtig fühlte, sein Urtheil über das entschleierte Deutschland vor dem gelehrten Frankreich fällen. Aber statt offen zu handeln, schlug man Schleifwege ein. Der Eclectismus trübte die Quellen Deutschlands, schöpfte seine philosophischen Lehren aus ihnen, und gab sie für seine eigenen aus *); dieß geschah im Jahre 1828. Er gab uns weder ein neues System, noch eine wahre Geschichte, in phantastischer Unordnung sind die einzelnen Fragen durcheinander geworfen, und der „Einleitung in die Geschichte der Philosophie" kann alles Andere, nur nicht philosophischer Geist zugestanden werden.

In einer Geschichte des menschlichen Geistes muß mehr Wahrheit herrschen; frei muß man auftreten, Mann gegen Mann, Volk gegen Volk. Deutschland und Frankreich sind zwei zu große Mächte, als daß sie einander zu fürchten hätten. Gestehe Frankreich, daß es seinen Nachbarn viel in den Wissenschaften, daß es ihnen die Erweckung des Sinnes für Religion und Metaphysik verdankt; aber es zeige sich auch Deutschland ganz in seiner wahren Gestalt. Je näher beide Nationen sich kennen lernen, desto mehr werden sie sich lieben. Kinder Karls des Großen, Deutsche und Franko-Gallier, nicht zu ewiger Zwietracht seid ihr verurtheilt, es wird ein Tag kommen, wo ihr euch umarmt, wo ihr vereint eure

*) Cousin.

Gelage an den Ufern des Rheins feiern werdet, des Flusses, der, wie Karl der Große, ein Gemeingut Deutschlands und Frankreichs ist.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Revolution von 1830.

Frankreich kann bei einer Betrachtung der Restauration mit Tacitus sagen: dedimus profecto grande patientiae documentum *). Es duldete in der That, aber nach fünfzehnjährigem Dulden vollendete es in dreien Tagen den Umsturz des ganzen Gebäudes. Solch rascher That bedurfte es, wenn die alte Legitimität untergehen sollte.

Lange und viel können die Völker dulden, ehe sie das letzte Mittel ergreifen, und eine Revolution beginnen; sind sie aber einmal bis dahin gediehen, dann ist der Geist der Versöhnung von ihnen gewichen; und besser ist es, ein falsches und verderbliches Princip wird mit einem Schlage vernichtet, als daß durch einzelne erfolglose Kämpfe die Verhältnisse eines Staates immer mehr verwirrt und gedrückt werden.

Die Revolution von 1830 war nicht unzeitig, sie war siegreich, zur rechten Zeit vernichtete sie die Oberherrschaft der Vergangenheit über die Gegenwart; sie stellte die Thätigkeit des menschlichen Geistes in die vordersten Reihen, sie erhob den Fuß des Idealismus auf den Nacken der Traditionen. Hat die Wucht dieser großen Zeit einzelne Schwache gebeugt, so kann dieß nicht der Revolution angerechnet werden; auch sie ist ein Werkzeug der Vorsehung, und soll ihre Zwecke fördern helfen.

Der Geist fühlte sich nach den drei Tagen freier, das Joch war zerbrochen, nur die Endlosigkeit seiner Bahn war das einzige Mühevolle.

Während der Restauration wollten einige junge Männer die von der Revolution aufgestellten Ideen verkörpern und verwirklichen; sie benutzten den Sieg des Volkes, um ihre Studien aufzurollen, gaben sie aber entartet.

---

*) Agric. c. 1.

Der wahre Werth des St. Simonismus bestand darin, daß er gewisse zerstreute und misverstandene Principien, die in den letzten neun Jahren wesentlich zur Organisation der Gesellschaft beitrugen, in ein System brachte. Aber dieses natürliche Gefühl, das seine Kraft war, artete aus, und bald ließen sich in den bedauernswerthen Verirrungen einiger Anhänger dieser Schule, ihre reinen ungetrübten Anfänge nicht mehr wieder erkennen.

Der Eclectismus hat nicht einmal versucht, das Stillschweigen zu brechen, auf das er sich zurückgeführt sah.

Die Kritik, die unter der Restauration so laut war, ist verstummt, und somit das letzte Andenken des achtzehnten Jahrhunderts verklungen.

Noch nie hat eine historische Katastrophe den Anfang einer neuen Zeit so deutlich bezeichnet, wie die letzte Revolution; die Kluft zwischen der Vergangenheit und Gegenwart ist einleuchtend und unwiderlegbar.

Der Einfluß des achtzehnten Jahrhunderts auf das neunzehnte ist vorüber; zwei Revolutionen und die Reife des jungen Geschlechts sind sein Werk, und mit seiner Aufgabe ist auch sein Daseyn beendet.

Der historische Geist Montesquieus reicht nicht mehr für das Verständniß der Vergangenheit, und die Geschichte will verjüngt seyn, wie es Montesquieu selbst im letzten Jahrhundert gethan hat.

Die revolutionäre Philosophie Voltaires hat ihr Ansehn verloren, sie hat die Unabhängigkeit des menschlichen Geistes zwar begründet, kann ihm aber weder genügen, noch als Führerin dienen; sie liebt zwar Gott und die Menschheit, lehrt aber nicht ihre Erkenntniß.

Auch die Encyclopädie hat ihre Bestimmung erfüllt, und ist jetzt weiter nichts als ein Denkmal für Diderot.

Rousseau hat die Macht des menschlichen Willens bewiesen, an uns ist es nun, dieß unwiderlegbare Resultat zu verfolgen; aber dem Willen muß die Intelligenz zur Seite stehen, der Gesellschaftsvertrag muß durch den Gesellschaftsidealismus herangebildet werden. Die Revolutionslehren der Constituirenden und des Conventes müssen sich allmählig in eine höhere Philosophie verlieren, sich von ihr ergänzen und umformen lassen.

Jetzt hat das achtzehnte Jahrhundert bei der Jugend seine Kraft verloren, in ihr lebt nur noch das Andenken an seine Lehren; aber der Sohn vergißt deshalb, weil er seinem

Vater nicht gleicht, und andere Ansichten hat, nicht so leicht, was er ihm verdankt, und darum habe ich diese Züge hervorgehoben, daß man Unabhängigkeit nicht mit Undank und Vergessenheit verwechsle, noch einmal habe ich den Söhnen das Bild ihrer Väter aufgestellt, und alle, glaube ich, erfüllt es mit Hoffnung und Muth.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Die Religion.

Wäre der Mensch sich selbst genug, so bedürfte er keiner Religion, aber dieser kann nur Gott allein entbehren.

Vollkommen seyn heißt nichts und keines Menschen bedürfen, einsam in seiner Kraft dastehn können, und in dieser Abgeschiedenheit sich selbst mit seiner Kraft genügen, beides mit einander verschmelzen, und alles, einzig, frei, allmächtig und nothwendig seyn.

Der Mensch ist nicht vollkommen, aber er ahnt die Vollkommenheit, diese Ahnung zeugt die Liebe, die Liebe das Verlangen, das Verlangen weckt die Einbildungskraft. Ahnung, Liebe, Verlangen, Einbildungskraft zeugen die Religion. Diese läßt die Gottheit auf die Erde niedersteigen, sie ruft das Vollkommene auf die Erde herab, sie läßt es der Menschheit im Symbole erscheinen, und stärkt sie damit.

Die Religion ist der höchste Aufschwung des menschlichen Geistes. Sie erhebt sich von der Erde, um aus einer höheren Welt dem Menschen Neues zu bringen.

In ihr zeigt Verstand, Liebe und Willen seine gewaltigste Kraft, sie nimmt alle Kräfte des Menschen in Anspruch, läutert, verzehrt, opfert sie, entzündet ihre Leidenschaften, und gründet durch sie ein Reich der Wahrheit. Ist aber auch die Religion die größte Kraftäuserung der Menschheit, so theilt sie doch zugleich alle ihre Unvollkommenheiten. Ueberdem ist alles Irdische an Zeit und Raum gebunden, nichts kann sich in ihnen bewegen, ohne durch ihre Macht und Beschränkung bedingt zu werden.

Die Religion erhebt sich zum Himmel, aber sie hat mit Zeit und Raum zu kämpfen; natürlich, menschlich und gött-

lich in ihrem Ursprunge, kann sie sich nicht eine ewige universelle Einheit bewahren.

Die Zeit vertheilt ihr äuseres Wirken in gewisse Perioden, und jegliches Jahrhundert bildet eine besondere Stufe für die Entwickelung menschlicher Ideen.

Der Raum zerstückelt, zertheilt, und heftet sie an den Boden; auch die verschiedenen Klimate wirken auf die Entwickelung der Ideen verschieden. Ist daher auch der Begriff der Religion unwandelbar und überall derselbe, so ist doch deßwegen ihr Symbol nicht ewig und allgemein, unwandelbar oder überall dasselbe.

Die Entwickelung des Geistes ist von Zeit und Raum bedingt.

Das Resultat beider in ihrem Zusammenwirken ist die Gesittung, die sich nach dem Alter der Welt und dem Klima richtet. Die Religion hängt daher ebenfalls von den verschiedenen Graden der Gesittung ab, und dann ist sie allen Einwirkungen des Lebens unterworfen; sie verliert ihre Einfachheit und schreitet oft, in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, glücklich vorwärts; während der Herrschaft des Polytheismus wird sie immer ihre Mysterien haben, sie wird die Ideen der Einheit verheimlichen, um sie desto besser zu bewahren; die Zeit und das Land, die diese Einheit der Welt enthüllen werden, müssen nothwendig in der Geschichte hervortreten.

Die Religion offenbart ihre Hauptlehre durch einen Mann, sie begeistert, und weiht ihn zur Leuchte und zum Opfer der Menschheit. Er ist Mensch, aber er hat mehr Göttliches als andere in seiner Brust, und diese Gottähnlichkeit selbst ist sein Verderben. Er verschmelzt sie in sich, und dieses heilige Band wird zur Identität; er hält sich nicht mehr für einen Menschen, er hält sich für einen Gott. So äusert sich die Offenbarung.

Die Lehre von dieser Identität muß in ein Wort gefaßt werden, das den Menschen die Begeisterung des Messias einhaucht. Dieses Wort wird nach der Meinung der Menschen die gesammte Wahrheit enthalten, es wird Form und Wesen in sich vereinen, es wird der Ausdruck, oder vielmehr der Schleier des Vollkommenen seyn. Dieß Wort ist das Dogma.

Das Dogma ist eine Mischung von Erkenntniß und Glaube; ich denke, ich glaube, *δοκεῖ μοι*; das Dogma ist zugleich auser und in uns, visum est, apparet.

Das Dogma erregt das Gefühl, während es den Geist erhellt; es stellt die Leidenschaften unter die Beleuchtung des Gedankens, und läutert sie *).

Vierzigstes Kapitel.

Das Christenthum.

Bella, immortal, benefica
Fede, ai triomphi avezza,
Scrivi ancor questo, allegrati;
Che piu superba altezza
Al disonor del Golgota
Giammai non si chino **).

Der italienische Lyriker kannte nichts Größeres, als daß Napoleon Christus nicht verschmäht hatte.

Immer hat der Glaube die Völker, die Eroberer und die Dichter beseelt. Das Positive und Leidenschaftliche in ihm entflammt und nährt die Gemüther der Massen, der Krieger und der Sänger. Man kann ihn nicht genug verehren, denn er befestigt den Staatsverband, und tröstet die Menschheit.

Mitten unter all den Religionen, in denen sich die Ehrfurcht der Menschheit vor ihren göttlichen und persönlichen Interessen ausgesprochen hat, erhält und fördert das Christenthum seine leuchtende Kraft. Die christliche Religion verdient eine aufrichtige Verehrung, denn sie ist in der Natur der Dinge begründet, aber wir können ihr auch kein anderes Verdienst zugestehn.

Die Zeit hat das Christenthum entwickelt; sein erstes Wirken war rein moralischer Natur; es war die Verkündigung der brüderlichen Gleichheit; Jesus Christus.

Das Wort Liebe wurde zum Lehrsatze, sie beschäftigte die Thätigkeit des Geistes, und sollte die Verhältnisse des Lebens gestalten; Paulus.

---

*) Montesquieu sagt mit tiefer, ihm vielleicht selbst unbewußter Wahrheit, „die Lehre von der Unsterblichkeit ergreift den Menschen auf eine wunderbare Weise.“

**) Manzoni: cinque Maggio.

Zum Systeme geworden, wollte das Christenthum alle Weisheit der Vorzeit vernichten, es ähnelte dem Platonismus; und das ist die Zeit der Kirchenväter.

Sobald es aber sich der Gewalt im Staate bemächtigt hatte, wollte es seine Einheit sichern, darum wollte es unter Rede und Gegenrede den orthodoxen Lehrbegriff feststellen, und das ist die Zeit der ökumenischen Concilien, dieser Generalstaaten der geistigen Interessen.

Nach diesen demokratischen Kämpfen verkörperte das Christenthum seine Einheit in einer Person, die es natürlich für untrüglich erklären mußte; der Papst.

Die römische Einheit wurde von dem selbstständigen deutschen Spiritualismus verworfen; Luther.

Jetzt sieht man das Christenthum für eine naturgemäße Regung der Menschheit an. Hier tritt der menschliche Geist unter seinem eigenen Namen auf. Das Christenthum ist also dem Einflusse der Zeit unterworfen, und diese kann es erhalten und vergehen lassen.

Auch der Raum verhinderte das Christenthum, sich stets in einer und derselben Gestalt zu zeigen. Griechische und lateinische Bildung konnten sich nicht vertragen, und Konstantinopel zerfiel mit Rom. Italien schuf sich seinen Gottesdienst, glänzend und strahlenvoll wie seine Sonne; Deutschland baute in der Tiefe der Ideen seine Altäre; England hat mit Schaudern den Papismus abgeschüttelt, und aus der Kirche ein politisches Institut gemacht. Frankreich hat immer in der Knechtschaft der Ultramontanen geseufzt, und oft das Gebäude des Katholicismus mit dem reinen Charakter des Christenthums verwechselt. Die neue Welt hat Spaniens und Englands Glauben. Mexico folgt Madrid; Jeffersons Vaterland *) nährt unzählige Secten, die jedoch alle das Christenthum auf das Vernunftprincip zurückzuführen suchen. In viele Theile der Erde ist das Christenthum noch gar nicht gedrungen; China ist nicht bekehrt, Mahomet ist noch sehr mächtig, Indien gehört dem Brahma, Afrika birgt uns seine Städte und Religionen, und fast scheint es, als wäre dem unermeßlichen Oriente das Kreuz zu klein.

Das Christenthum hat also den Raum, der es zerstükkelt, noch nicht überwältigt, es ist noch nicht unumschränkter Herrscher auf diesem Schauplatze, wo später vielleicht andere Spieler auftreten werden. Die Religion ist durch Zeit und

---

*) Jeffersons Briefe II, p. 350.

Raum zwar unvermeidlich bedingt, aber wir würden sehr unrecht thun, wollten wir darin einen Mangel finden. Der Geist ist noch nicht durch die Hindernisse, die er findet, erstickt, und sie können seine Mühen nicht vermehren, ohne ihn zugleich noch mehr zu verherrlichen. Die Unvollkommenheiten der irdischen Welt können einer Religion nicht zum Vorwurf angerechnet werden, von deren Stifter man sagte: ecce homo.

Jetzt sind für die Zukunft zwei Fälle denkbar; entweder die Wahrheiten des Christenthums gründen sich ein gemeinsames Reich, oder die Nachwelt geht noch über die Lehren des Christenthums hinaus.

Die ganze Wahrheit des Christenthums ist noch nicht ins Leben getreten; das Dogma des Evangeliums, die Gleichheit, ist noch nicht verwirklicht, man betet sie an, gehorcht ihr aber nicht, und die nächste Periode in der Geschichte wird die geistigen Lehrsätze Christi in politische Wirksamkeit treten sehen.

Das Verständniß des Christenthums hat noch nicht den Geist der Menschheit erschöpft, er ist bereit für den Tag, wo in allen Staaten alle erfaßte Wahrheiten ins Leben treten werden, vielleicht daß er schon in die Regionen des Unbekannten hinüber schweift; und was ist denn die Vorsehung, wenn sie nicht in der unermüdlichen Liebe besteht, mit der Gott seine Vorkehrungen zum Heile der Menschen getroffen hat.

Diese beiden Bahnen wird also die Menschheit betreten; sie wird Alles, was sie begriffen hat, verwirklichen, sie wird weiter gehen. Sind solche Hoffnungen gottlos? Die Hinfälligkeit des Einzelnen kann nur an dem Gedanken des Unendlichen erstarken, und die seichte Gegenwart soll uns nicht die Zukunft versperren.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Einfluß des Orients.

Während wir uns mit der Bestimmung unsers Jahrhunderts beschäftigen, thürmt sich hinter uns eine ungeheure Vergangenheit auf, neben der die europäische Welt nur wie ein neugebornes Kind erscheint. Athener, ihr seyd nur Söhne, sagte ein Priester von Sais zu Solon; dem neuen Europa könnte ein Priester Brahmas dasselbe sagen.

Die Erforschung der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt uns zugleich; das Jahrhundert, das Napoleon begann, lernt die Strecken, die Alexander betrat, kennen; in langsamer Majestät hat sich Indien unsern Blicken genähert, und als die großartigste Schöpfung Gottes, scheint es sich am längsten verborgen halten zu wollen.

Indien ist für uns, was im sechzehnten Jahrhunderte Rom und Griechenland war, wir suchen seine Denkmale zu enträthseln; die Grabsteine seiner Gesittung aufzufinden und zu ordnen, und die Philologie, diese philosophische Deutung der Zeichen des menschlichen Geistes, die sich im classischen Alterthume fast erschöpft hat, verjüngt sich in der Literatur des Brahma.

Die Vergangenheit wird uns also sagen, ob die Ideen der Menschheit neu und frischen Ursprungs sind; ob ein Volk, ein Mann ihr Urheber und Eigenthümer ist; ob nicht die Offenbarung eine den Menschen längst eigenthümliche Idee ist, ob nicht schon oft ein Gott zum Menschen ward, ob nicht schon vorher die Lehre von einem Gotte in Sagen von unermeßlichen Schöpfungen gehüllt worden, ob der menschliche Geist nicht schon oft die scharfsinnigsten Untersuchungen über das Wesen der Dinge angestellt, und die erhabensten Vorstellungen von ihnen gefaßt hat.

Die Eigenthümlichkeiten des rechtwinklichen Dreiecks waren den Chinesen zweitausend zweihundert Jahre vor Christus schon bekannt *).

Poesie und Geschichte häuften Schätze für unsere Wißbegierde auf. Die Vernunftreligion des Confucius stimmt sehr häufig mit dem Evangelium überein.

Nirgends hat der Stifter unseres Glaubens eine gerechtere würdigere Anerkennung gefunden, als im Koran, Mahomet erklärt dort, er wolle Moses, Noah und Christus folgen. „Wir haben dich begeistert, wie uns Noah, die Propheten, Abraham, Ismaël, Isaac, Jacob, die Stämme, Job, Jonas, Aaron, und Salomon begeistert haben. Wir gaben David die Psalmen. Ihr, die ihr die Schrift empfangen habt, überschreitet nicht die Grenzen des Glaubens, redet von Gott nur die Wahrheit. Jesus ist der Sohn Mariens, und der Gesandte des Höchsten und seines Wortes. Er ist sein Geist. Glaubet an Gott und seine Apostel. Sagt nicht, daß es in Gott eine Dreieinigkeit giebt. Er ist in der Ein-

*) Mélanges Asiatiques par Abel Remusat. t. II. p. 14.

heit. Dieser Glaube wird euch mehr helfen. Weit entfernt einen Sohn zu haben, regiert er allein Himmel und Erde. Er ist sich selbst genug, und Jesus wird nicht erröthen, der Diener Gottes zu seyn *)." Der Geist Arabiens hat nur in Spanien, das er mit seiner Poesie, Wissenschaft und Baukunst schmückte, unterlegen. Nach der Eroberung Granadas durch die Christen, im Jahre 1492, verbrannte man an einem Tage eine Million und fünftausend arabische Handschriften **). Es liegt in der Religion Spaniens, Bücher und Menschen ins Feuer zu werfen.

Indessen wird von Tag zu Tag das Buch der Bücher für Juden und Christen immer verständlicher, ein neuer Sinn wird entdeckt, und die unbeweglichen Buchstaben wandeln sich nach und nach unter der Gewalt menschlicher Forschung.

Bei diesem Fortschreiten Europas in der Erkenntniß des Orients bleibt Frankreich nicht zurück. Sein Kosmopolitismus hat weder weite Reisen, noch langwierige Studien gescheut; der erste Kreuzzug wurde in Frankreich gepredigt, französische Missionäre gingen zuerst nach China; Anquetil Duperron erkaufte sich mit Gefahr seines Lebens den Besitz von Zoroasters Schriften; und will auch Frankreich dem Verluste Konstantinopels ruhig zusehen, so setzt doch die Wissenschaft ihre Forschungen fort, und je deutlicher sie sich ihres Zieles bewußt wird, desto mehr wächst der Eifer und die Zahl ihrer jungen Beförderer ***).

Auch in die Steppen des Orients hat der Occident seine Wissenschaften verbreiten wollen; die Bibel ist fast in alle Sprachen Asiens übersetzt, ins Unendliche vervielfacht worden, hat sich selbst den Bekennern des Brahma und den Anhängern des Confucius zum Vergleich mit ihrem Glaubensbekenntnisse dargeboten, und neue Resultate müssen dereinst aus diesem Wechselverkehr des Orients mit dem Occidente entstehen.

Dem idealen Pantheismus und seinen Wundern gegenüber erhält sich das Christenthum durch die volksthümliche Einfachheit seiner Moral; und darin liegt seine Kraft. Es

---

*) Le Coran c. IV. les femmes. Uebers. v. Savary I. p. 97.

**) Essai sur l'histoire des Arabes, par Louis Viardot t. II. p. 166.

***) Die Asiatische Gesellschaft wurde 1822 zu Paris gegründet, giebt ein Journal in monatlichen Heften heraus, und vergrößert immer mehr die Zahl ihrer Arbeiter und Mitglieder. Ein Jahresbericht hat seit ihrem Bestehen regelmäßig Rechenschaft über den Stand der Wissenschaft gegeben.

spricht seiner höheren, göttlicheren Natur ungeachtet die Menschen mehr an, denn mehr als ein anderer Glaube huldigt es der Freiheit. Die Freiheit aber erinnert uns an die Philosophie.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Die Philosophie.

Was geht uns die Philosophie an, werden Einige fragen. Kann sie dem Volke Brod, Genuß und Glauben geben; verfügt sie über die Güter dieser Welt? kann sie in einer andern uns unser Schicksal sichern? und weil die Philosophie uns weder das Füllhorn des Ueberflusses, noch die Schlüssel des Paradieses, reicht, so wird sie verachtet. Hierin kommen alle, die entweder nur das materielle Wohl des Volkes und Einzelnen bezwecken, oder geflissentlich die hergebrachten Glaubenssätze nicht überschreiten wollen, überein. Ihre Ueberzeugung ist redlich, daran zweifle ich nicht, aber ihr Denken geht nicht genug in die Tiefe.

Die Griechen legten dadurch, daß sie die Anregung des Geistes zum Denken, Liebe zur Weisheit nannten, einen Beweis ihres richtigen Gefühles, ihrer Bescheidenheit, und treffenden Bezeichnungsgabe ab. Recht gut bezeichnet das Wort den immer lebhaften Wunsch, der den Menschen zur Erforschung der Wahrheit treibt, mit dem feurigen Verlangen nach dem Schönen, Φιλία; zugleich bezeichnet es jenes ewige Streben nach einem Gute, das sich nie vollständig erfassen läßt; sich unseren Umarmungen entwindet, uns nur einen halben Besitz zugesteht, entflieht, und je weiter es sich entfernt, immer größer erscheint, gleich als wollte es die Laufbahn des menschlichen Geistes verlängern, und den Preis der Eroberung steigern.

Aber der menschliche Geist läßt sich in seinen Forschungen nicht irren, eher ist ihm eine unersättliche Gier vorzuwerfen, und kaum hat er seine mühevollen Entdeckungen allgemein zugänglich gemacht, so will er weiter, er folgt einer anderen Liebe, und diese Liebe zur Weisheit, die Anfangs nur Bescheidenheit schien, wird zur unbezähmbaren und stolzen Leidenschaft, für die nichts zu hoch ist.

Die Philosophie repräsentirt also den Gedanken, den unendlichen, unermüdlichen, lebendigen Gedanken; wenn dieser zum vollen Bewußtseyn geworden ist, so läßt er sich unter jeder Verhüllung, unter jedem Bilde wiedererkennen und auffassen. Der Gedanke ist unendlich, er belebt den bildlichen Ausdruck, kann sich aber auch von ihm losmachen; die Religion, im Bunde mit der Kunst, bauet sich auf der Erde ihre Tempel und Altäre; der Gedanke schwebt über diesen geheiligten Monumenten, er läßt sich auf ihnen nieder, aber bald erhebt er wieder seine Schwingen und verliert sich in den Wolken. Er ist unermüdlich, er kennt weder Ruhe noch Schranke, nichts ist in seinen Augen vollendet, und in neuen Forschungen nur findet er den Lohn für seine bereits vollendeten Entdeckungen. Die Begeisterung für die Wahrheit erhält ihn; die Forschung hat, wie die Religion, ihre Märtyrer, ich will den Kerker Athens nicht mit dem Gipfel Golgathas vergleichen, aber wie viele haben die Wahrheit mit Armuth, Verbannung, und, wenn auch nur vorübergehender, Schmach gebüßt. Erhabene Leidenschaft der Ideen, heiliges Feuer, das vom Haupte zum Herzen dringt, du allein läuterst das Leben. Du Du bist für den Menschen die Quelle der heiligen Begeisterung, die ihn mit fast göttlicher Kraft ausrüstet. Ohne dich fällt er in die niedere, gewitterschwangere, irdische Welt zurück, und kann dann wie Sokrates zu Kriton sagen: „Soll ich in Thessalien meinen Leib von Gelage zu Gelage schleppen, als wäre meine Bestimmung nur Essen und Trinken?" Die Philosophie erhält den Geist in ewiger Bewegung, die Religionen sind die Ruhepunkte. Einen Augenblick, aber nur einen einzigen, bleibt die Philosophie mit dem Symbol auf einer Stufe, bald trennt sie sich wieder von ihm, und verbreitet in seinem Gebiete die Meinungsverschiedenheit, die Ketzerei genannt wird.

Die Ketzerlehren sind die Glorie des menschlichen Geistes, in ihnen zeigt er seine Vielseitigkeit, seinen Reichthum, seine Freiheit, in ihnen zeigt sich das Streben nach vollständigerer Lösung seiner Aufgaben; der menschliche Geist theilt sich, um zu wachsen, bekämpft sich, um sich zu vervollkommnen. Ist das Ketzerthum stark genug, um der Orthodoxie zu trotzen, so reißt es sich siegreich los und tritt in selbstständigem Schisma auf. Das Schisma, der Triumph des Ketzerthums ist die organisirte Verneinung eines falschen, unzeitigen oder trügerischen Princips.

Aber die Philosophie geht auch noch über das Schisma hinaus, sie nimmt ihre ursprüngliche Idee wieder auf, verfolgt sie weiter, und erringt sich auf diesem Wege ihre vollständige Freiheit, sie stellt die Neuheit und Unabhängigkeit ihrer Forschung wieder her, und auf diesem Standpunkt ist sie nicht mehr verneinend, aber auch noch nicht dogmatisch.

Nun treten die zarteren und schwächeren Naturen, die eines unmittelbaren, festgestellten Anhaltes bedürfen, hervor, und schmähen auf die ewige Rastlosigkeit des menschlichen Geistes; er beunruhigt und verfolgt sie bis an die Stufen ihrer Altäre, denn der positive Glaube macht seine Anhänger so glücklich, es ist so süß, sich ruhig in einem abgeschlossenen bestimmten Kreise zu bewegen.

Andere verlangen von jedem menschlichen Streben ein materielles, handgreifliches Resultat, das Völkern und Einzelnen Ueberfluß gewähre, und weil die Philosophie nicht sogleich Speicher und Tafel füllt, misbilligen sie philosophisches Streben, und bedenken nicht, daß sie selbst mit ihren industriellen Anstrengungen diese Bewegung fördern, und seine Früchte mit genießen helfen.

Wie konnte man die materielle Wohlfahrt der Völker ohne die Reformation, ohne die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die französische Revolution, begründen? Was wäre das Christenthum ohne Sokrates, Plato, und Luther? wie sollte sich die Zukunft gestalten, wenn der Geist nicht vorwärts schreiten wollte?

Die Philosophie, diese allgemeine Form menschlicher Wissenschaft, reißt nicht blos ein, sie stellt auch feste Ergebnisse auf; die Wissenschaft erzeugt das Axiom; das Axiom ist das bestimmte Urtheil des Verstandes, *ἀξιόω,* ich schätze, würdere, beurtheile; und diese Frucht, erzeugt in unserem Gehirn, und gepflegt in unserem Haupte, ist der köstlichste Gewinn für die Wissenschaft.

Wenn die Wissenschaft die Axiome auffindet, und die Menschheit sich ihrer klar bewußt wird, dann werden wir nur friedliche Revolutionen haben, und die Wahrheit wird herrschen, soweit es auf dieser Erde möglich ist.

Die Philosophie allein kann die religiöse Zukunft begründen, und das Axiom wird der Vorbote des Dogma werden.

Die positiveste und ernsteste Gestaltung der Philophie ist der Rationalismus: der Rationalismus besteht in der Kenntniß und Anwendung der Vernunft, die in ihren Eigenthümlichkeiten und Begrenzungen sich selbst erkannt hat, und nun

das bekannte Werkzeug handhabt. Die Vernunft kann sich nur durch sich selbst erkennen, und deshalb muß sie an sich glauben.

Die unbeschränkteste und erhabenste Gestaltung der Philosophie ist der Idealismus. Dieser geht über das rein Elementarische und Rationelle hinaus, es ist dieß das kühnste Streben der geistigen Kräfte. Nur vermittelst des Idealismus kann das Axiom zum Dogma werden, nur er bildet, der bereits eingekleideten Form huldigend, die größten Philosophen, die uns neue Religionen offenbaren.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Die Geschichte.

Welch angenehme Unterhaltung gewährt doch die Geschichte, und wie ergötzlich ist es, die alten Chroniken oder vielmehr ihre verschönerten Auszüge zu durchblättern! Wir lieben die Helden, die Damen, die großen Kriegsthaten, die Abentheuer der Ritter, auch das gewöhnliche, einfache Leben des Bürgerthums, und manche heitere Episode aus dem Treiben des Bauernstandes behagt uns, ihre lebendige Darstellung erheitert unsre Musestunden; und nach alle diesem kann es gar nicht auffallen, wenn wir uns durch die Kenntniß der Vorzeit zu zerstreuen suchen, und die alten Berichte vergangener Tage wiedervornehmen.

Da muß ich den schönen Geistern, die die Chronik mit der Geschichte verwechseln, und von denen ich einige gangbare Redensarten angeführt habe, widersprechen; bei dem Studium der Vorzeit giebt es einige Gefahr, denn nie betrachtet sich die Menschheit in diesem Spiegel, ohne eine Nutzanwendung daraus für sich zu ziehen.

Die Geschichte ist keine Chronik, sie will uns nicht blos abgerissene Berichte von wunderbaren Ereignissen geben, sondern sie zeigt dem Menschengeschlechte seine Bestimmung, damit es sich selbst erkenne und veredele, sie hat also einen besondern Geist und Zweck, die Geschichte ist keine Abhandlung, sie ist nicht ein bloses trocknes, didactisches Raisonnement, sie will unterrichten, ohne zu beweisen, denn sie ist sich wohl bewußt, daß schon in ihrem lebendigen Worte die Lehre liege. Eben so wenig

läßt sich die Geschichte in Verhandlungen ein, sie würde sich weder der Vertheidigung noch der Rechtfertigung irgend einer noch so wichtigen Angelegenheit widmen können, denn sie gehört weder sich selbst, noch einigen Individuen, sondern allen.

Non sibi sed toti genitum se credere mundo. Sie ist einer erhabenen Leidenschaftlichkeit und gerechter Partheinahme fähig, wird aber nie vergessen, daß sie die Stimme der gesammten Menschheit ist, und selbst in ihrem Tadel und ihrer Verurtheilung wird sie nie Gerechtigkeit und Billigkeit verläugnen. Die Geschichte ist das Bild des Lebens, sie muß Alles durchdringen, Alles kennen lernen, Alles schildern. Aus dem Gewühle der Städte muß sie auf das Land, das Landleben in den Dörfern beobachten, vom Schlachtfelde auf das Meer, sie muß in den Rath der Könige dringen, die Versammlungen des Volkes verlassen, und zu den Schulen der Jugend eilen, sie muß die innige Verbindung, den Schwung der Ideen und ihre Verwirklichung im Staate begreifen, den Gang der Wissenschaften erforschen; die Religionen und ihre Dauer beobachten, sich an den Menschen selbst halten, und seine Bestimmung und seinen Charakter entwickeln, ihn in seiner ganzen Wahrheit darstellen. Sie darf nicht fürchten, den Glanz einer Erscheinung zu trüben, wenn sie auf das Lächeln Erregende in menschlichen Thaten und Plänen aufmerksam macht, das sich unvermeidlich an diese knüpft, ihre Feder muß mit Ernst die großartigen Lustspiele beschreiben, mit Einfachheit die weitumfassenden Katastrophen schildern; sie muß Alles verstehen, empfinden, ausdrücken, und der Menschheit ihr eignes Bild, nicht im verkleinerten Masstabe, sondern in den lebhaftesten und treuesten Farben entwerfen.

Doch das ist noch nicht genug. Nicht nur das Schauspiel der Welt, auch die allgemeinen Ideen der Menschheit müssen den Historiker beschäftigen, und ihre Kraft muß ihn stählen, daß er sich nicht durch die Reize des Gemäldes bestechen läßt.

Dann wird er sein Drama mitten durch alle die romantischen Regionen bis zu der unvermeidlichen nach seinen und der Menschheit Begriffen nothwendigen Entwickelung durchführen; und so hat der vollendete Künstler ein vollkommenes Kunstwerk geliefert.

Wessen bedarf es hierzu? Kunst, Gelehrsamkeit und Philosophie. Selbst bei der gröbsten Zeichnung ist immer einige Kunst vorhanden, denn man kann aus der dichten Masse der Dinge nichts herausnehmen, ohne daß der

Geist nicht irgend thätig wäre, man kann nichts sondern, ohne zu wählen, nichts wählen, ohne einem Dinge den Vorzug zu geben, und weil die Einräumung eines Vorzugs ein Urtheil ist, so muß man auch zugeben, daß jeder Geist diesem ersten Gesetze der Kunst, einer nothwendigen Wahl, unterworfen ist, Vernunftgründe aber und tieferes Studium des Gegenstandes der Wahl diese wiederum leiten. Aus der Wahl des Gegenstandes läßt sich der Künstler erkennen, je besser er zu sondern weiß, desto größer ist er. Historiker ersten Ranges bearbeiten selten die Geschichte ganzer Völker, und Titus Livius ist fast der einzige, der das ungeheure Wagstück unternommen hat; sein eminentes episches Talent trieb ihn zum Erzählen. Große Meister wählen lieber einen einfachen und gesonderten Gegenstand. Thucydides schreibt keine Geschichte Griechenlands, er wählt sich den peloponnesischen Krieg, und in den Kreis einer harmonischen Durchführung, in den Thatenreichthum und die Entwickelung einer Katastrophe, nimmt er ganz Griechenland, seine Geschlechter und Stämme, seine Kolonien, seine Zerwürfnisse, die einflußreichen Kämpfe der Dorier und Jonier gegen einander, alle die verschiedenen großen Männer, kurz das Volk mit auf. Noch mehr als Philosoph abstrahirte Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze," durch den er die Geschichte gewissermaßen vergeistigte; aber man kann sie noch abstracter und idealer behandeln, man kann statt der Geschlechter und Völker, die Ideen der Menschheit selbst zum Gegenstand der Erzählung machen.

Chroniken, Urkunden, Denkschriften, Berichte, Inschriften, Briefsammlungen, Gesetze, offizielle Bekanntmachungen, oder vertrauliche Mittheilungen, die die Kennzeichen der Zeit ihrer Entstehung und Bekenntnisse der Menschen enthalten, sind die Materialien zur Geschichte; aus dieser zusammengesetzten Masse muß man sie heraussondern, hier muß der Historiker aus den ursprünglichen noch ungetrübten Quellen schöpfen; Stirn gegen Stirn muß er mit seiner Phantasie und seinem Verstande an diese Zeugen der Vorzeit heran treten, nach dem, was wahr und original ist, in ihnen forschen, und nichts darf zwischen ihm und dem, dessen Geist ergründen soll, gestellt bleiben. Sieht er dann die Dinge in der Nähe, so wird er sie verstehen; diese weise Erkenntniß wird ihre Reife abwarten und zu rechter Zeit Wort und Ausdruck finden; die Frucht, die ihre Hülle gesprengt hat, wird sich beleben, sich mit Farbenglanz und Wohlklang

schmücken, sie wird ihren Platz unter den Denkmalen einnehmen, die dem Zeitenstrome trotzen, und späteren Geschlechtern die Vorzeit deuten.

Die Philosophie, diese mächtige Denkerin, wird sich vermöge des Ideenkreises der neuen Welt, der in dieser Beziehung reichhaltiger noch als der des Alterthums ist, mit der Offenbarung verbinden, und aus den Berichten des Geschichtschreibers ihre Lehren schöpfen. Sie wird seine Einbildungskraft nicht in wilde Flammen setzen, aber alle ihre Schätze vor ihm ausschütten; nicht einen Augenblick wird sie aufhören, seine Feder zu leiten, und ohne sie tyrannisch zu beherrschen, durch die Labyrinthe der Ereignisse und Wechselfälle des Lebens zu führen. Zeit bedarf der Schriftsteller, um seinen Zweck zu erreichen, aber verfehlen wird er ihn gewiß nicht, er wird in seinen Berichten auf die höhere Bestimmung des Menschengeschlechtes hindeuten, und so ein vollendetes Werk schaffen.

Die Geschichte schreiben, heißt sondern, heißt eine Statue aus dem rohen Blocke herausarbeiten, heißt die dauernde Schilderung einer aus den menschlichen Größen hervorgehobenen Größe beleben.

Die Geschichte schreiben, heißt eine Handlung des Glaubens verrichten, heißt mit voller Kraft an die Einheit und die innige Verbindung des gesammten Menschengeschlechtes glauben, an seine Fortdauer, an seine Zukunft und seine Vervollkommnungsfähigkeit.

Die Geschichte schreiben heißt eine Einleitung entwerfen, die uns zur Erkenntniß der nothwendigen Gesetze der Menschheit führt.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Die Gesetzgebung.

Nur zwei Männer haben sich in der neueren Zeit einen dauernden Ruf als Gesetzgeber gegründet, nur zwei haben frei von dem Joche der historischen Ueberlieferungen geforscht, und das waren Johann Jakob Rousseau und Jeremias Bentham.

Deutschlands Lehnsystem hat sich den politischen Instituten und Sitten des Abendlandes so tief eingeprägt, daß selbst

die denkendsten Köpfe, mit oder ohne Absicht, vieles davon in ihren Systemen beibehalten haben. Das Lehrsystem hat seine Theoretiker gehabt; und, was noch mehr dafür spricht, es hat, ohne es zu wollen, die Einbildungskraft befangen. Rousseau war der erste, der standhaft blieb, und sich frei von dieser Ansteckung erhielt; nach ihm fand Bentham auf anderem Wege dieselbe Unabhängigkeit, aber ein wesentlicher Irrthum hat, ohne daß wir die ungeheuern Verdienste dieses Denkers herabsetzen wollen, sein Ansehn gebrochen.

Bentham betrachtete das alte Recht als das Hinderniß der Fortschritte in seinem Vaterlande und auswärts, er vermischte das Wesen mit der Form, er verwarf beides, und läugnete das Recht selbst. Das war ein wesentlicher Irrthum.

Das Recht ist ewig wie die Religion, es ist wie sie ein Ideal. Wie sie ist es durch Zeit und Raum bedingt; es bewahrt nicht ewig dieselbe Form, denn von seinem Entstehen an ist es der Macht der Zeit unterworfen, und weil es sich in verschiedenen Räumen bildet, kann es auch keine Einheit bewahren. Aber die Gesetzgebung steht über der Geschichte, denn sie geht über das was besteht, hinaus und ändert es, sie schwebt über ihren eignen Werken, ein mächtiger Zug treibt sie in das Schwesterreich der Ideen. Sie steht zwischen der Religion und der Philosophie, beider bedarf sie, und beide bedürfen ihrer, wenn sie der Religion und Philosophie ihre Entstehung und Kraft verdankt, so verdanken ihr diese ihre Vollendung und Verwirklichung.

Das Dogma ist die reinste und edelste Schöpfung des Idealismus. Es beschäftigt Geist und Gemüth, aber zugleich will es das Leben leiten und Gesetz des Menschen werden.

Das Axiom ist das positivste und erhabenste Erzeugniß der Wissenschaft, es richtet Geist und Gemüth auf, aber zugleich will es beide leiten und Gesetz des Menschen werden.

Aus dem Zusammentreffen des Axioms mit dem Dogma entsteht das allgemeine Gesetz, dieß Erzeugniß beider trennt sich von ihnen, und sucht ihnen die Menschheit zu unterwerfen.

Das Gesetz, **lex**, ist die Vereinigung ausgewählter Wahrheiten, **legere**; es ist die Auswahl reifer und möglicher Wahrheiten, die der Mensch verwirklichen soll.

Ein Gesetz ohne Religion läßt sich nicht denken; die Ergebnisse des Verstandes müssen die gesellschaftlichen Sitten durchdringen, und die Menschen suchen in dem Gange der

Ereignisse ein vernünftiges, weises Princip, das ihnen zur Regel und zum Masstabe dienen soll.

Das wahre Gesetz ist um die Mittel, die Menschheit zu leiten, nicht verlegen, es hat die erforderliche Kraft um das, was der Ueberzeugung noch am meisten entgegenkämpft, gefügsam zu machen, nämlich das Interesse.

Die Interessen bilden den körperlichen, physischen Theil der Menschheit, sie sind einzelne Glieder derselben, wie das individuelle und örtliche Leben; ein entgegengesetztes Streben schafft sie, und obgleich sie gegeneinander ankämpfen, bestehen sie doch neben einander fort. Oft wollen sie sich selbst vernichten, dann kommt der Egoismus dazu und läßt die Concurrenten feindlich gegen einander auftreten. Die Leidenschaften werden immer lebhafter, je bemerkbarer die Verschiedenheit in dem Alter der Widersacher hervortritt, und unmöglich scheint eine friedliche Vereinigung der neuen und alten Interessen, die Erhaltung des Bestehenden und das Fortschreiten, das Erworbene und der Erwerb, der schon eingetheilte Besitz und das Wachsen der Bevölkerung, scheinen die Entscheidung von einem Kampfe abhängig zu machen; der Sieg kann eine Zeit lang schwanken, aber selbst wenn er sich ganz bestimmt für die neuen Interessen entschied, so würden die menschlichen Angelegenheiten doch noch nicht zur Entscheidung gediehen seyn; denn weder die alten noch die neuen Interessen können eine Lösung herbeiführen, die nur durch das Dazwischentreten eines gerechten und heiligen Wesens vermittelt werden kann, und diese Vermittelung bewerkstelligen die Ideen. Die Ideen hängen so wenig an den Interessen, daß sie die Richter und Herrscher der Welt werden; nur die Wahrheit ist ihre jungfräuliche Leidenschaft; und ohne sich in beengende Verhältnisse einschließen zu lassen, arbeiten sie an dem Glücke der Menschheit. Weder dem Bürgerthume, noch den Proletariern ergeben, sind sie verständig, billig und menschlich, durch das Großartige ihrer Erkenntniß und Liebe das Menschengeschlecht von seinen Wunden zu heilen. Deshalb muß die Gesetzgebung durch die Erleuchtung der Ideen alle Interessen sich unterwerfen; von der Philosophie ward ihr die Aufgabe, die Menschen zu erleuchten, von der Religion, sie zu bekehren, vom Staate, sich Gehorsam zu verschaffen.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Die neuere Freiheit.

„Sokrates ist ein Schwätzer, ein ungestümer, unbilliger Mensch, er will die alten Gebräuche seines Vaterlandes umstürzen, seine Mitbürger zu revolutionären Ideen verleiten, und sich zum Tyrannen aufwerfen" *).

Wer sagt dieß? ein Rhetor Athens, Roms oder Paris, der mit der Erbärmlichkeit eines ephemeren Paradoxon glänzen will? Nein, es ist ein würdiger Mann, es ist der Censor Cato. Aber was will er damit sagen? Man muß diesen Römer kennen, um seine Worte zu verstehen. Priscus, der sich später Cato nannte, lebte auf einem kleinen Landgute, in der Nähe von dem, das Manlius Curius einst bewohnte, und oft, wenn er bei diesem vorbeiging, fiel es ihm ein, daß er noch vieles ändern müsse, um es wie das des Curius einzurichten; auch Valerius Flaccus, einer der besten Bürger der Republik war sein Nachbar. Valerius merkte bald, daß Cato jeden Morgen in die benachbarten Städte ging, um seine Clienten, vor Gericht zu vertreten, von da nach Hause zurückkehrte, um sein Feld mit seinen Sklaven zu bauen, und mit ihnen nach der Arbeit ruhte. Erbaut von dieser Lebensweise bat er ihn einst zum Gastmahl. Die beiden Römer schlossen Freundschaft, und Cato ließ sich von Valerius bewegen, nach Rom zu gehen, und sich dort mit den Angelegenheiten des Staates zu beschäftigen.

Sein Charakter, seine Beredtsamkeit, die Empfehlung Valerius brachten ihn bald in Ruf, und später wurde er Amtsgenosse seines Beschützers als Consul und Censor. Auch Fabius Maximus schloß sich Cato an, und ahmte ihm in Sitten und Lebensweise nach. Der Pomp des ältesten Scipio misfiel Cato. Cato trug kein Kleid über hundert Drachmen, und trank nie anderen Wein, als seine Sklaven. Er hielt nichts Ueberflüssiges für wohlfeil. Als er die Städte seiner Provinz Sardinien bereiste, ging er stets zu Fuße, und war nur von einem öffentlichen Diener begleitet, der ein Kleid für ihn und ein Gefäß für die Libationen trug. Nach seinem Triumphe führte er nicht etwa ein müßiges Le-

*) Plutarch. Cato §. 36.

ben, sondern arbeitete fort, und schien fast ein neues zu beginnen, er lebte nun wie ein Kriegstribun. Zehn Jahre nach seinem Consulat bewarb er sich um das Censorat. Als Censor richtete der rechtschaffene Mann auf den Ruf eines Jeden seine Aufmerksamkeit; er beschränkte den Luxus, er ließ die Kleider, Wagen, den Schmuck der Frauen abschätzen, und belegte alles dieß mit einer bedeutenden Steuer, kurz er rettete, wie das dankbare Volk in seiner Grabschrift sagt, die Republik von ihrem Untergange, dem sie die Sittenverderbniß nahe gebracht hatte. Cato war schon ein Greis, als der Akademiker Karneades und der Stoiker Diogenes von Athen kamen, um den Erlaß einer Geldstrafe von fünfhundert Talenten zu bewirken, in die die Sikyonen Athen auf Ansuchen der Bewohner von Dropus verurtheilt hatten. Bald entstand in der Stadt das Gerücht, es sei ein Grieche, Karneades nämlich, ein Wunder von Gelehrsamkeit angekommen, der wie durch Zauberkünste Alle für die Philosophie gewinnen könne. Immer dichter schloß die römische Jugend ihren Kreis um Karneades, und wurde nicht müde, ihn zu hören. Cato schäumte; mit Ungestüm drang er in den Senat, sobald wie möglich diese Menschen, die die Leute zu Allem bereden könnten, wieder nach Hause zu schicken, sie sollten ihre Griechen unterrichten, aber die römische Jugend solle nur auf ihre Obrigkeit und Gesetze hören; und da war es, wo er seine Rede mit obigen Worten schloß.

Die Freiheit der Alten war, so zu sagen, der Sieg der Form über das Wesen der Dinge. War die Statue zertrümmert, war auch der Gott dahin. Diese Freiheit bestand in scharfbegrenzten politischen Instituten, in festen Gesetzen und bestimmtem Herkommen. Jeder Versuch gegen diese Institute, Gesetze und Gewohnheiten traf die Freiheit, und neue Ideen brachten ihr den Tod. Die Philosophie bereitete ihren Untergang und Sturz vor, und Cato hatte ganz Recht, wenn er Sokrates Vorwürfe macht, daß er zuerst mit ungestümer Gewalt sich der Ideen bediente, um die Menschen schlechten Gesetzen zu entwöhnen. Die Freiheit der neuern Zeit im Gegentheil setzt das Wesen über die Form, nur nach dem Einklange aller Elemente der menschlichen Gesellschaft ist ihr Streben gerichtet, und darum ist es so schwer, dieser unendlichen Göttin einen würdigen Tempel zu bauen.

Mitten unter der Barbarei der Sitten rief das Christenthum den Geist der Liebe und der Freiheit hervor, aber später fügte er sich den historischen Einrichtungen, dem Lehn-

systeme, und immer mehr verwehte der segenvolle Hauch, mit dem es die Völker umfächelt hatte.

Nun erhob sich ein neuer Sturm des menschlichen Denkens; das Werk der Entfesselung wurde von neuem aufgenommen und gefördert durch die Forschungen und Anstrengungen des Verstandes.

Unendlich wie das Denken selbst ist die Freiheit, Alles umfaßt sie, Sitten und Ideen; sie ist Offenbarung und Wissenschaft, in alle Verhältnisse, in jede Form fügt sie sich, sie ist über eine trügerische und kleinliche Vertretung, die mehr zu ihrer Unterdrückung dienen soll, erhaben, sie ist geduldig, denn sie weiß, daß sie unvergänglich ist, und ihre Pläne unermeßlich sind.

Die Freiheit der neuen Zeit will alle Interessen und Bestandtheile der menschlichen Gesellschaft nach Vernunftprincipien ordnen; nichts kann sie auser ihrem Bereiche liegen lassen, und in dieser lebendigen Harmonie liegt ihr höchster Triumph.

Die Freiheit der neuern Zeit ist, wie das Denken, der Vervollkommnung fähig; sie identificirt sich mit der wachsenden Vervollkommnung, und ihre Fortschritte werden alle Theile der menschlichen Gesellschaft durchdringen.

Das darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Freiheit seit der Zerstörung des Lehnsystems noch keine neue und allgemeine Verfassung für ganz Europa gegründet hat. Ihre Aufgabe ist noch nicht vollendet; sie reiht Alles in einer gleichen Linie, die Fortschritte der Religion, der Philosophie und der Industrie; alle Fähigkeiten und Kräfte der Menschheit verwendet und belebt sie; sie würde mit sich selbst unzufrieden seyn, wenn es ihr leichter würde; sie will den Tempel Jerusalems nicht eher bauen, als bis alle Materialien vom Libanon herabgekommen sind, und um Alle dem was da ist, eine feste Form zu geben, bedarf sie aller Hülfsquellen der Kunst und Wissenschaft.

Aber so langsam uns auch diese Freiheit erscheint, sie giebt niemals ihre Pläne auf, nicht einen Augenblick vergißt sie ihren zukünftigen Bau, und Alles weiß sie für ihre Zwecke zu benutzen.

Die Freiheit der neuern Zeit geht ganz logisch zu Werke, und darin zeigt sich das Fortschreiten der Menschheit, daß sie durch die Thätigkeit der Vernunft ihr künftiges Geschick zu begründen strebt. Es bildet sich nach und nach für die Staatsgesellschaft eine besondere Dialectik, sie wird siegen, ihr Anstoß bringt alle Theile der Menschheit in

Schwung, sie wird nach ihren Grundsätzen darüber verfügen; sie ist die Amphionsleier, die jedem Steine seinen Platz der Ordnung nach anweist, und einen Staat aus diesem geordneten Ganzen hervorgehen läßt.

So umfaßt die neuere Freiheit Alles und verfährt logisch, steht über der Form, und sucht neue zu schaffen, ihre Pläne sind unermeßlich, ihr Ehrgeiz hat ein bestimmtes Ziel, sie ist die Tochter der Vernunft, und sucht ihrer Mutter die Herrschaft über die Welt zu sichern.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Ideen und Sitten in ihrer wechselseitigen Beziehung.

Man hat unsere Zeit wegen der Kluft zwischen Sitten und Ideen beklagt, man hat gezeigt, wie sehr der Aufschwung der letzteren von der Erniedrigung der ersteren absteche, und man hat diesen Zwiespalt für eine Krankheit der menschlichen Gesellschaft gehalten. Auch wir sind dieser Meinung, aber die Klage hilft dem Uebel nicht ab, und lieber wollen wir handeln, als in unsere Seufzer versinken. Auch hat uns der Gang, den die Menschheit nimmt, überzeugt, daß nur neue Ideen die Wiedergeburt der Sitten bewerkstelligen können.

Es giebt Zeiträume in dem Leben der Völker, wo die Sitten den Ideen voranschreiten. Als die Horden des dorischen Stammes ihre Herrschaft auf dem Peloponnes gegründet hatten, da bildete sich aus Siegern und Besiegten ein Staat, und der war stark, groß, ungleichartig, regellos, und ganz der Willkühr naturgemäßer Gewohnheiten anheim gegeben. Aber von dem Heiligthume zu Delphi ging eine Idee aus, die in dem Gemüthe der Dorier einwurzelte, sie für sich gewann und umwandelte, viele Anhänger dieser Idee gab es, aber nur ein großer Name ist unter ihnen, Lykurg; sie unterwarf das dorische Lehnsystem den Regeln einer religiösen und philosophischen Einheit.

Die verschiedenen Völkerschaften Latiums lebten wie Familien, sie führten ein einfaches Landleben, erholten sich beim Anbau ihrer Besitzungen, und bewahrten in ihren Hütten die Sittenreinheit, die für sie das Gesetz war.

Aber es kam eine Idee, eine Macht, ῥωμη, über sie, die trieb sie vorwärts, unterwarf sie ihrer Zucht, bildete aus ihren Gewohnheiten ein bestimmtes Recht und verwandelte den Feudalstaat Latium in eine gebietende weitherrschende Republik *).

Auch die Deutschen wollten auf dem eroberten Boden kleine Staaten, wie einzelne Familien, bilden; aber es durchschnitt das Gewebe dieser aufkeimenden Lehnsherrschaft ein Mann, der, begabt mit ungeahnter Kraft, in seiner Hand die Einheit trug; aber er war nur eine blendende vorübergehende Erscheinung; auf dem Grabe Karls erhob sich das deutsche Lehnwesen und von da aus bemächtigte es sich ganz Europas.

Das Lehnsystem ist eine naturgemäse regelrechte Gestaltung der menschlichen Gesellschaft; es ist das Reich der Gewohnheiten vor dem Aufleben der Ideen, es ist das Resultat des Naturtriebes vor dem Aufkommen des Gesetzes.

Das Lehnsystem ist auserdem noch der Triumph der Familienverbindung über den Staat, der Sonderinteressen über die Gesammtinteressen.

Deshalb muß das Lehnsystem vor der Einheit verschwinden, deswegen ist seine natürlichste Feindin die neuere Philosophie.

Immer ist es der Ehrgeiz der Ideen gewesen, die alten Sitten auszurotten, und neue aus ihnen zu bilden. Den Zusammenhang der Sitten und Ideen darstellen, heißt dem Gange der Zeiten folgen, heißt in der Chronologie, diesem vergleichenden Bilde der Zeiten und Völker, die dem, der sie zu befragen weiß, nie die Antwort schuldig bleibt, hell sehn.

Mitten unter den ursprünglichen Gewohnheiten bilden sich die allgemeinen Ideen; und diese führen ihren Untergang herbei. Das ganze Leben erhält eine neue allgemeine Richtung; die Ideen fassen festen Fuß, verschaffen sich Gehorsam, und zeugen neue Sitten.

Wir stehen jetzt an einem Zeitpunkte, wo die gesellschaftlichen Tugenden von den Einsichten des Verstandes abhängen, und die Wiedergeburt der Sitten von einer Revolution in der Ideenwelt bedingt wird.

---

*) „Das römische Recht ist aus dem Lehnsysteme hervorgegangen. Ich meine hier jenes ursprüngliche Lehnsystem, das in den rohesten ältesten Zeiten in Latium bestand, und das die allgemeine Grundlage einer jeder menschlichen Gesellschaft bildet." Vico.

Wenn den Menschen eine Wahrheit erleuchtet, so verwandelt, bekehrt sie ihn; wenn aber weder Geist noch Gemüth von mächtigen, neuen Gedanken durchdrungen sind, so lebt er auf Unkosten der Phantasie und nichts bestimmt ihn, seine Lebensweise zu ändern.

Die Tugend ist der Vervollkommnung fähig, und die praktische Moral der Menschheit ändert sich, was aber sich nie verändert, das ist der beharrliche Wille des Menschen, von Tage zu Tage freier, tugendhafter und glücklicher zu werden; nur wechselt er während er seine Bahn geht, in den Mitteln, die seine Freiheit, sein Glück und seine Tugend erhöhen sollen.

Die Tugend wie das Glück kann ihre äusere Erscheinung verändern; sie hat es gethan, das bezeugt die Geschichte; die Tugend der Alten ist durch das Christenthum verdrängt, und nur mit dem Ende der Zeit hörte die Veränderung in der äusern Erscheinung der Tugend auf.

Vernunft und Tugend sind die beiden Stützen der Menschheit; das Wohl der Welt hängt von dem beiderseitigen Einverständniß ab, aber die Bedingungen dieses Einverständnisses haben sich geändert, denn das Menschengeschlecht ist sich seiner bewußt worden, und giebt sich nicht mehr der Laune und der Leichtgläubigkeit seiner Kindheit hin. Als Kind handelte es erst, und dachte dann; aber zum Manne gereift, will es erst einsehen und dann handeln, die Tugend hängt also von seiner Einsicht ab.

Verkündet neue und mächtige Ideen, und ihr legt den Keim zu neuen und mächtigen Sitten; wenn man aber im Gegentheile hinter den Fortschritten der Erkenntniß zurückbleibt und die Moral des Stillstandes lehrt, dann kann eine fortschreitende Entwickelung nicht gedeihen. Die Tugend bedarf der Schwächen der Vernunft nicht, sie wird ihr schon folgen und sich ihren Fortschritten anschließen. Die Vernunft hält der Tugend ein Ideal vor, und darnach soll sie sich bilden. Von einer Stufe der Gesittung zur andern wird dieses Ideal immer größer und schöner, und in der Verschiedenartigkeit der Gestaltung, wie in den unaufhörlichen Anstrengungen leuchten mitten durch Zeit und Raum der Reichthum und die Größe der Menschheit hindurch.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Beschluß.

Drei Strahlen leuchten aus der Einheit des Geistes, das Dogma, das Axiom und das Gesetz; Dogma, Axiom und Gesetz mit einander identificirt, bilden die Wahrheit. Die Welt will sie erringen; noch nie hat die menschliche Vernunft sich eine so vielumfassende Aufgabe gestellt, noch nie ist sie sich ihrer so bewußt geworden.

Dieser Standpunkt der Menschheit ist neu, und noch nie hat sie lebhafter die Verhältnisse aufgefaßt, die ihr die Verpflichtung auferlegen, groß zu seyn. Alle Schleier fallen vor ihren Augen, die Natur zeigt sich ihr und verlangt eine durchsichtigere Hülle.

Der Glaube ist ewig, aber seine äusere Gestaltung wandelt sich unmerklich. Die Grundlagen und Eigenthümlichkeiten der Menschheit bleiben sich in ihren Anfängen gleich, nur die Art, wie sie sich äusern, wechselt und sucht nach neuen Formen.

Auf diesen neuen Standpunkt mußte die Menschheit nothwendig gelangen, es ist eine unvermeidliche Folge der vorhergegangenen Ereignisse. Von dem Augenblicke an, wo Abälard auf den Höhen der heiligen Genoveva unzählige Zuhörer mit seinen Meinungen erfüllte, konnte diese Saat nicht vertilgt werden, sie zeugte die Ernte unserer Väter und das Brod, das uns heute nährt. Seit 1147 lehrten Peter von Brueis und sein Jünger Heinrich das Ketzerthum, das im sechzehnten Jahrhunderte halb Europa und später halb Amerika erobern sollte. Im zwölften Jahrhunderte also, und gegen das Ende des Lehnwesens brach der belebende und leitende Weltgedanke hervor.

Warum wollen wir noch weiter? wir befinden uns ja schon auf einem neuen und richtigen Standpunkte! wir sind ja mit diesem Bewußtseyn ausgerüstet. Aber es ist hart, meinen einige, immer vorwärts zu schreiten, und nie ans Ziel zu kommen, immer den Raum verschlingen zu müssen, und keinen Ruhepunkt zu finden. Es ist wahr, die Zukunft breitet sich wie eine unermeßliche Wüste vor uns aus, sie erwartet die Eindrücke unserer Fußtapfen, und ist geheimnißvoll, weil sie unendlich ist.

Wir wissen nicht mit welcher Schnelle die Zeit Ereignisse und Menschen mit sich fortführen wird, wir würden aber auch

Bayerische Staatsbibliothek München

diese äußeren Umstände nicht gewältigen, und können nur für uns selbst bürgen.

Es giebt Perioden, wo der Mensch die Wahrheit ganz erfaßt zu haben glaubt, und ruht; es giebt aber auch Zeiten, wo er sie in allen Richtungen sucht, und rastlos strebt. Dieser Wechsel von Ruhe und Streben ist nur eine verschiedene Seite desselben Schicksals; aber das lebende Geschlecht will einem dieser Zeiträume ganz genügen. Uns ist das Loos des Strebens zugetheilt, wir arbeiten der Herrschaft des Geistes und der Wahrheit vor; und sterben wir an der Grenze einer neuen Zukunft, so soll unser Grabmal wenigstens zeugen, wie weit wir das Werk gefördert haben. Ist Moses weniger groß als Josua, weil dieser erst den Jordan überschreiten konnte?

Druckfehler.

S. 32	Zeile 12	statt	Rhetorik	lies Rhetoren.
„ 76	„ 12	„	der	lies die.
„ —	„ 13	„	Erscheinung	lies Erscheinungen.
„ 102	„ 8	„	Verginaud	lies Vergniaud.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lerminier, Eugène,

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Einflusse auf die Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten

Leipzig 1835

Ph.u. 304 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046326-7